



Berlin, den 8. Juli 1899.

Der Kaiser im Reichstag.

Herr Alfred Drehsus, der nun wieder Artilleriehauptmann ist, sitzt, neben seinem früheren Inquisitor, dem Oberstlieutenant du Paty de Clam, im Militärgefängniß der guten Stadt Rennes und harret hoffend auf den Tag des Gerichtes. Wie er bei der Landung in Orient aussah, welche Farbe sein Haar, sein Hut und sein Anzug hatte, wie es um seinen Appetit und sein Nervensystem bestellt ist und welche Nährungsstadien seine in Halbtrauer gekleidete Frau Lucie durchmachen mußte: Alldeutschland hat es, sammt der Minutenziffer, die dem Heimkehrenden die erste Thräne entfließen sah, pünktlich erfahren und könnte sich jetzt eine Weile vielleicht ohne Schnüfflerberichte über die bedauernswerthe Chauvinistenfamilie behelfen. Die belgischen Putzche, die Cleopolds schwächliche Schergen schnell in Chamadenstimmung schreckten, haben dem Hundstagsbedürfniß der Reporter nicht den ersuchten Stoff geliefert; und von den Bestialitäten, die, unter der tönenden Devise *Sempre avanti Savoia*, von den im unglücklichen Lande der Römer Mächtigen strupellos begangen werden, spricht unsere der italischen Schandherrschaft holde Presse nicht gern. Auch die tumultuarischen Roheiten, deren Schauplay die Kohlenstadt Herne ein paar Tage lang war, konnten Verständigen nun wieder einmal beweisen, wie bedenklich das Vordrängen slavischer Arbeitermassen in den deutschen Westen ist und wie wunderbar dunkel die Wege sind, auf denen das Material für die Zuchthausvorlage und deren etwa noch zu zeugende Geschwister gesucht wird. Und da, während ich schreibe, das Schicksal der preußischen Kanalvorlage noch nicht entschieden und die Wahrheit oder Unwahrheit des Gerüchtes, das eine in Preußen bevorstehende

Ministerkrisis ankündet, aus der Ferne nicht zu kontrolliren ist, so bleibt in dem Wochenbuch der Chronika diesmal nur ein dem auf Holzpapiereindrücke angewiesenen Betrachter wichtig scheinender Vorgang: die Fälschung einer Rede des Reichstagspräsidenten.

Graf Ballestrem, der, als Vertrauensmann der numerisch stärksten und politisch gewandtesten Partei, dem Reichstag präsidiert, hat für seine Geschäftsführung den Grundsatz aufgestellt, Reden des Kaisers dürften, so lange ihre Form nicht amtlich beglaubigt ist, in der Debatte nicht erörtert werden. An diesen Grundsatz erinnerte er, als bei der ersten und hoffentlich letzten Berathung der Zuchthausvorlage der Abgeordnete Roesicke, der Bruder des Agrarierführers, über die oeynhäuser Rede des Kaisers zu sprechen begann. Herr Roesicke ist ein modern empfindender, gescheiter Industriekapitän ohne Scheuklappen und Patriarchenbeschränktheit; der König von Saarabien, der sich zum Heiland der sozialistisch verseuchten Welt berufen wähnt, haßt ihn fast mehr noch als den Apostaten von Herrnsheim, — und dieser grimme Zorn ist für einen Industriellen heutzutage eben so ehrenvoll wie für einen Publizisten der Haß der im Dienst der Schwarzen Kunst auf Weinungsplantagen frohndenden Kulischaar: der dessauer Abgeordnete war gegen die Rüge gewappnet. Er wies auf eine Nummer des Reichs- und Staatsanzeigers, in der die oeynhäuser Rede veröffentlicht worden war, und nahm, unter Berufung auf den früheren Standpunkt des Präsidenten, das Recht in Anspruch, diese Rede in den Kreis seiner Erörterungen zu ziehen. Graf Ballestrem fand diese Auffassung korrekt; er sagte ungefähr — am Strande der Weichsel kann ich den Wortlaut nicht leicht feststellen —, da die Rede offiziell mitgetheilt sei, dürfe sie auch im Reichstag besprochen werden. Als aber das gedruckte Sitzungstenogramm erschien, las man staunend, der Präsident habe hinzugefügt, die Besprechung sei nur statthast, wenn die Rede im amtlichen Theil des Reichsanzeigers gestanden habe. Gilt dieser Grundsatz, dann ist, da die Reden des Monarchen beinahe niemals im amtlichen Theil des Reichsanzeigers gedruckt werden, jede parlamentarische Erörterung kaiserlicher Aussprüche unmöglich gemacht. Hatte der schlesische Graf, der eben erst den Uebergriß des durch das warnende Boetticherbeispiel geschreckten grauen Bureaukraten Brefeld so fein und wirksam zurückwies, sich nun doch dem Flehen der Excellenzen gebeugt und ein Grundrecht der seiner Gut anvertrauten Körperschaft lässig geopfert? Er sagte laut und deutlich: Nein; ich habe den seltsamen Satz weder gesprochen noch dem Stenogramm zugefügt; er ist im Bureau des Reichstages ohne mein Wissen ein-

geflückt worden. Da Graf Ballestrem nie einer unehrenhaften Handlung schuldig erkannt wurde, darf man nicht glauben, er habe ein häßliches Doppelspiel getrieben, zuerst den Versuch einer den Mächthabern wohlgefälligen Abschwächung seiner Worte gewagt und dann, als das Entrüstungstürmchen losbrach, die Schuld behend auf den geringeren Mann geworfen. Wir haben also mit einer im Reichstagsbureau verübten groben Fälschung zu rechnen. Jrgend ein magerer Sündenbock, den die Suchenden wohl flink finden werden, wird dafür büßen müssen. Wer aber, nach altem Kriminalistenbrauch, fragt, cui bono die Fälschung geleistet wurde, Der wird nicht lange von Zweifeln über die Ursprungsregion des Frevels geplagt werden.

Wider den annoch unentdocten Instigator des Fälschers ist mit löblichem Eifer gewettert worden. Aber mit einem Verfahren gegen Unbekannt darf die Sache nicht abgethan scheinen. Daß sie möglich wurde, daß ein feiger Sakai sich erfreuen konnte, dem Reichstagspräsidenten den Text zu verbessern, um die letzten Reste männlichen Muthes aus dem Parlament zu kastriren: darüber wird kein unbefangener, ungeblendeter Beobachter unserer Zustände sich heute noch wundern. Der Begriff der Unmöglichkeit ist aus der deutschen Politik längst getilgt; und namentlich in der höfischen Sphäre kann das gestern noch Unwahrscheinlichste schon morgen Ereigniß werden. In einer Zeit, wo preussische Minister sich nicht gescheut haben, dem bedrängten Herrn von Boetticher mit dem denkwürdigen Attest beizuspringen und, als es in Schnigel zersekt war, mit ehrbarer Miene zu schweigen, — in einer Zeit, wo Abgeordnete, ohne den leisesten Widerspruch zu wecken, über den Versuch amtlicher Beeinflussung ihres Votums klagen können, wo die der Hospolitik ernsthaft und anständig Opponirenden wirtschaftlich hochfottirt, gerichtlich benunziert und, wenn es irgend angeht, eingesperrt und in ihrem Lebenscentrum getroffen werden, — in einer solchen Zeit, die, trotz Kiautschou und dem Karolinenquark, die schreckenden Züge caesarischer Niedergangsepochen trägt, kann aus dem Gesinde leicht Einer glauben, der Zweck, den Monarchen vor kritischer Anfechtung zu schützen, heilige sogar das unsaubere Mittel der Fälschung. Und es wäre nur ein niedlicher Wig, wenn unter dieser Taktik, die Naive für eine jesuitische Erfindung halten, jetzt ein Bewunderer und Vorkämpfer des Jesuitenordens zu leiden hätte. Sehr viel ernster und beträchtlicher ist aber die Frage, ob der vom Grafen Ballestrem wirklich verstandene Grundsatz heute noch haltbar ist, ob es sich also empfiehlt, den Brauch zu bewahren, der das Thun und Reden des Monarchen, so weit es nicht durch amtliche Beglaubigung gedeckt ist, aus dem Bereich der parlamentarischen Redefreiheit scheidet.

Dieser Brauch streckt seine tiefsten Wurzeln bis in die mythische Zeit, da Jahwe seinen Diener Samuel vor dem von Israel ersehnten König mit den Drohworten warnen ließ: „Eure Söhne wird er nehmen zu seinem Wagen und zu den Reitern, die vor seinem Wagen hertraben; und zu Hauptleuten über Tausend und über Fünfhundert; und zu Ackerleuten, die ihm seinen Acker bauen; und zu Schnittern in seiner Ernte; und daß sie seinen Harnisch, und was zu seinen Wagen gehört, machen. Eure Töchter aber wird er nehmen, daß sie Apothekerinnen, Köchinnen und Bäckerinnen seien. Eure besten Acker und Weinberge und Delgärten wird er nehmen und seinen Knechten geben. Und Eure Knechte und Mägde und Eure feinsten Jünglinge und Eure Esel wird er nehmen und seine Geschäfte damit ausrichten. Von Eurer Saat, Euren Weinbergen und Heerden wird er den Zehnten nehmen und Ihr müßet seine Knechte sein.“ Von einem König, dessen Regiment so gefürchtet, dessen grause, durch keine Schranken abgegrenzte Gewalt von den Zitternden so empfunden wurde, sprach man nicht gern. Wie das blind waltende, blind wüthende Verhängniß hochte er unter dem güldenen Reif, einsam und unnahbar auf steiler Höhe, deren Unterschicht der Schrecken dräuernd beschirmte. Sein Name ward niemals genannt. Schon beim Erinnern an ihn senkten sich alle Häupter und die bleiche Lippe rauntebetend fromme Sprüche. Diese mythische Auffassung des Königthumes währte recht lange, bis weit in die modern genannte Epoche hinein; mit Karl Stuart und Ludwig Capet ist sie ins Grab gesunken und spukt nur noch durch asiatische Despotien. In Europa entschloß man sich, da der durch Hinrichtung oder Mord gemilderte Absolutismus dem Bedürfnis nicht mehr entsprach, zu dem Versuch, die Monarchie durch ein festes Gitter vor den schädlichen Trieben schlechter Monarchen zu schützen. Damit der König nicht fürder mehr Unrecht thun könne, wurde ihm die Möglichkeit genommen, ohne die Hilfe seiner dem Volke verantwortlichen Minister überhaupt Etwas zu thun. Er mußte sich bemühen, für die Durchführung seiner persönlichen Pläne die Minister zu stimmen, und hatte, wenn dieses Mühen mißlang, nur das Recht, andere Männer in den Rath zu rufen und bei ihnen aufs Neue sein Heil zu versuchen. So blieb er, wie im Felde dem Kugelregen, den Pfeilen und Schleudern der Redner und Schreiber entrückt und konnte, als ein ungefährdet und unparteiisch Thronender, in stetiger Ruhe das Wohl des Landes verweisen; und so entstand der oft falsch gedeutete Satz, ein König könne nicht Unrecht thun. Dieses Verhältniß zwischen Fürst und Nation, das fromme Briten in den Tagen der Stuarts auf den theokratischen Begriff des Vertrauens gründen wollten, beruhte in der gemeinen

Wirklichkeit auf einem Vertrag, der beiden Kontrahenten Rechte und Pflichten vorschrieb. Der König verpflichtete sich, den fest umhegten Kreis seiner Privilegien nicht zu durchbrechen und nie auch nur oratorisch von der stolzen Höhe herabzusteigen, die ihm jetzt nicht mehr von einem geheimnißvollen Gott, sondern von einem sichtbar wimmelnden Volk eingeräumt war. Und dieses Volk verpflichtete sich, den König in seiner geschäftigen Einsamkeit nicht zu belästigen, den Privatmann seinem Geschmac und seiner Neigung folgen zu lassen und die Kritik politischer Vorgänge nicht gegen den unverantwortlichen Repräsentanten des Reiches, sondern gegen dessen verantwortliche Rathgeber zu richten. Dabei galt als Voraussetzung, daß diese Rathgeber Männer von eigenem Willen und starker Ueberzeugung seien, die nie, um sich dem Regenten gefällig zu zeigen, von dem ihnen richtig scheinenden Weg auch nur um eines Schrittes Breite abweichen und in dem Augenblick von ihrem Polsterstuhl steigen würden, wo es ihrem Gewissen nicht mehr möglich wäre, dem Planen des Monarchen ihre schützende Unterschrift zu leihen.

Ist der Beweis nöthig, daß diesem Verfassungsideal der im Deutschen Reich herrschende Zustand schon längst nicht mehr entspricht? Glaubt etwa ein Erwachsener, daß die Entlassung Bismarcks, die Verkürzung der Dienstzeit, das Streben, Frankreichs Freundschaft zu gewinnen, die Turkophilie, die Festlegung des deutschen Ansehens auf der russisch-britischen Reibefläche, die Sozialisten-, Polen-, Welsen- und Samoa-Politik, daß von der Marinemehrung bis zur Einführung der rothen Offizierhandschuhe und der Capes irgend eine wichtigere Maßregel nicht der persönlichsten Initiative des Kaisers entstammt? Und giebt es irgend ein Gebiet menschlicher Bethätigung, über das Wilhelm der Zweite nicht schon seine Ansicht ausgesprochen, auf dem er das Ziel seines Wünschens nicht schon gezeigt hätte? Das mag den Einen erfreulich, den Anderen bedenklich dünken: in einer mündigen Volkheit kann Keiner Denen, die berufen sind oder sich berufen wähnen, für das Gemeinwesen zu wirken, das Recht bestreiten, auf so lebhafte und vielfache Regungen des Reichsvertreters zu reagiren. So lange es ihm gelingt, seine Wünsche in Gesegentwürfen niederzulegen, für die Kanzler und Minister die Verantwortung tragen, muß man sich an diese berathenen Berather halten, — und über deren Willensstärke und Selbständigkeit sich im Stillen Gedanken zu machen, ist sogar in Deutschland keinem Bürger verwehrt. Tritt aber der Monarch persönlich hervor, stellt er sich, in rühmender oder tadelnder, anfeuernder oder zürnender Rede, auf den Standpunkt einer Partei, Klasse, Gruppe oder Genossenschaft, dann muß solcher Rede, die doch kein

ins Leere verhallender Monolog sein soll, auch die Gegenrede folgen, die anregende, das Licht von mehr als einer Seite zulassende Diskussion. Und da unsere Pressfreiheit nur auf dem Papier steht, da man, ohne Gefahr für Leib und Leben, das Empfinden der ernstesten Monarchisten nicht mehr in vernehmbarere Worte fassen darf, so giebt es für solche Diskussion nur noch eine sichere Stätte: den staatsanwaltlichem Eifer verriegelten Reichstagsaal. Dort darf, dort muß über die zahlreichen Reden des Kaisers gesprochen werden, wenn die Debatte nicht in die albernste Heuchelei hinabsinken soll. Wer — um nur Tagesfragen zu berühren — die Genesis der Zuchthausvorlage und des Rhein-Elbe-Kanalplanes beleuchten will, Der muß, wenn er nicht Flügel stammeln soll, aussprechen dürfen, daß kein Minister und kein Staatssekretär an diese ungewöhnlich wichtigen Gesekentwürfe dachte, bis der Kaiser ihre Ausarbeitung befahl. Wäre die hastige Lauheit, womit sie im Parlament vertreten wurden, sonst zu erklären?

. . . Herr Alfred Dreyfus sitzt im Militärgefängniß der guten Stadt Rennes und Allddeutschland hätte ein paar Wochen Zeit, an seine eigene Affaire zu denken, in der ja auch schon mit Fälscherkünsten gewirthschaftet wird. Graf Ballestrem, der als Reichstagspräsident Gewandtheit, Muth und Humor gezeigt hat, verkennt seine Aufgabe, wenn er annimmt, er müsse der Kritik kaiserlicher Reden noch engere Schranken ziehen. Die Sorge dafür, daß der Text solcher Reden richtig mitgetheilt wird, ist Sache des Kanzlers. Sind die Reden einmal bekannt, dann müssen sie auch in den parlamentarisch üblichen Formen erörtert werden; sie, gleich schamhaft zu bergenden Unvorsichtigkeiten, totschweigen, hieße, den gekrönten Redner herabsenken. Wer den in stiller Verborgenheit bewährtem Rath folgenden ersten Kaiser muthwillig in die Debatte zog, Der machte sich einer Taktlosigkeit, der schlimmsten Kulturtodsünde, schuldig. Wer die Reden Wilhelms des Zweiten unbeantwortet wissen will, Der beweist, daß er das politische Leben eines großen Reiches mit dem Regattalärm der Kieler Woche verwechselt und den Wunsch hegt, das Wahrheit kündende Echo kaiserlicher Reden nicht in das Ohr des Monarchen bringen zu lassen.



Eine kleine Inventur.

Die Entwicklung schreitet schnell und das Aussehen der Welt ändert sich täglich. Das nöthigt dazu, von Zeit zu Zeit die aufgestapelten Lehrsätze und Thatfachenverzeichnisse zu revidiren und festzustellen, was davon noch gilt, was unhaltbar geworden, was neu hinzuge treten ist. Wenn ich eine solche Inventur auf dem volkwirtschaftlichen Gebiete in einer Zeitschrift vorzunehmen versuche, so versteht es sich von selbst, daß ich mich auf die allerhauptsächlichsten Hauptsachen beschränken muß und nur ein dürres Gerippe liefern kann; wer meine Schriften gelesen hat, wird es aus seiner Erinnerung mit Fleisch und Blut bekleiden.

Die wichtigsten der Erkenntnisse, die uns die nationalökonomische Forschung von Adam Smith bis auf Marx und Rodbertus hinterlassen hat, beziehen sich auf den Tauschwerth, auf die Krisen und auf den Kapitalbegriff. Von allen den Tausch- oder Verkehrswerth bildenden Faktoren ist die Arbeit der wichtigste. Daraus folgt, daß die fortschreitende Technik die Waaren durch Arbeiterparniß fortwährend entwerthen, wohlfeiler machen muß, wie sie es ja zur Freude aller Konsumenten und zum Jammer aller Produzenten wirklich thut. Nur die nicht beliebig vermehrbaren Waaren machen eine Ausnahme von dem Gesetz, daß der Preis der Waaren, so weit nicht Monopole störend eingreifen, mit dem zu ihrer Erzeugung erforderlichen Arbeitquantum steigt und sinkt; und jene Waaren, wie Qualitätweine und Gemälde alter Meister, sind keine Gegenstände des Massenbedarfes. Daraus folgt, daß die Befriedigung dieses Bedarfes immer leichter wird und daß die Utopien der Sozialisten, von der technischen Seite gesehen, keine Utopien sind. Wenn ein Gegner des Sozialismus einwendet: „Das Leben ist mir durch billigere Nähnadeln und Vergleichen nicht wesentlich leichter geworden“, so hat er damit freilich Recht, weil den Erleichterungen Erschwerungen gegenüberstehen, die aus unserer Gesellschaftsordnung entspringen; wenn z. B. der Gehalt eines Beamten verdoppelt wird und zugleich der Waarenpreis auf die Hälfte herunter geht, das Realeinkommen des Mannes also auf das Vierfache steigt, so zwingt ihn die Rücksicht auf das Standesgemäße, sechs mal mehr Aufwand zu machen, als er früher machte — wenigstens bildet er sich Das ein —, und er ist übler dran als vor der Gehaltserhöhung. Aber jener Antisozialist hat Unrecht, wenn er fortfährt: „Wüßte die Maschine zehn Regen Korn, wo früher eine wuchs, und fünf Stück Vieh, wo wir früher eins aufgezogen haben, aus dem Boden zu stampfen, dann allerdings stünde es anders.“ Zwar nicht zehn, aber zwei bis drei Regen gewinnt heute die rationelle Landwirtschaft dem Boden ab, wo einst nur eine wuchs; würden

Deutsche die Herren des russischen Bodens, so würden sie ihm das Zehnfache seines heutigen Ertrages abgewinnen und die Russen hätten als Knechte der Deutschen keine Hungersnoth mehr zu erdulden; und kann auch die Maschine weder Korn noch Vieh aus dem Boden stampfen, so schafft sie uns dafür das in entfernten Agrarländern gewachsene Korn und Vieh wohlfeil herbei. Die Klagen der Agrarier aller Kulturstaaten beweisen, daß von dieser Seite her der Verwirklichung der Utopie kein Hinderniß im Wege steht.

Was hindert, Das ist die kapitalistische Produktionsordnung, die den Reichtum zur Quelle der Noth macht und die Gesellschaft aus einer Krise in die andere schleudert. Wenn unmittelbar für den Verbrauch, zur Befriedigung der Bedürfnisse der Produzenten, produziert würde, wie es in der antiken Oikowirtschaft und auf dem mittelalterlichen Großgut geschah, so würde jeder Fortschritt der Technik alle an der Produktion Beteiligten bereichern, denn alle würden um weniger Arbeit eine größere Menge von Gütern haben; und, sagt der alte Adam Smith, so viel oder so wenig Güter ein Mensch, eine Nation zu verbrauchen hat, so reich oder so arm ist er oder sie. Wären alle Güter ohne Arbeit zu haben, wie jetzt noch an den meisten — nicht an allen — Orten die Luft, wären sie also nach dem Sprachgebrauch unserer geldwirtschaftlichen Tauschgesellschaft völlig entwerthet, werthlos, so wäre die Menschheit unendlich reich. Nun aber produziert bei uns der Tuchweber das Tuch nicht, um es selbst zu tragen, er produziert es auch nicht, um Andere damit zu kleiden — geschieht Das, so ist es ein für ihn ganz gleichgiltiger, nebensächlicher Erfolg —, sondern er produziert es, um Geld daraus zu lösen, und erst mit diesem Gelde verschafft er sich die Waaren, die er selbst braucht. Ob das Tuch, das er verkauft, wirklich verbraucht wird, ob vielleicht Uniformen daraus gemacht werden, die in irgend einem Depot für einen zukünftigen Krieg aufbewahrt und von Mäusen gefressen werden, ob die Ballen beim Transport ins Wasser fallen und auf dem Meeresgrunde liegen bleiben: Das ist ihm, wenn er nur sein Geld kriegt, ganz gleichgiltig. Nur insofern interessiert ihn die Bedürfnisbefriedigung im Allgemeinen, als, wenn nicht überhaupt Tuch getragen würde, auch das Tuch, das er produziert, nicht gekauft werden würde. Da aber Jeder nicht für seinen und der Seinigen Bedarf, sondern für den Markt produziert, wird dadurch Jeder mit Jedem in einen unlöslichen Interessenkonflikt verwickelt. Jeder Produzent muß wünschen, daß die Waare, die er selbst produziert, hoch im Preise stehe, zugleich aber, daß alle die anderen Waaren, die er als Konsument kaufen muß, wohlfeil seien; sinken diese anderen Waaren auf die Hälfte ihres Preises, so bedeutet Das die Verdoppelung seines Einkommens, während jeder Preisfall seines Produktes sein Einkommen vermindert. Aber während er wünschen muß, daß dieses

Produkt auf dem Markte seinen Preis behalte oder noch im Preise steige, muß er zugleich wünschen, den Theil davon, den er selbst produziert, mit verbesserter Technik, also mit weniger Arbeit, d. h. wohlfeiler, herstellen zu können. Das gelingt ihm vielleicht und er vermag sich durch ein Patent das Monopol dieses Vorteils eine Weile zu sichern; sobald aber der Vortheil Gemeingut aller Tuchfabrikanten wird, wird nicht nur sein Tuch für ihn, sondern alles Tuch für den Markt wohlfeil und der Vortheil schlägt für ihn wie für alle seine Produktionsgenossen in Nachtheil um. Den durch Preisfall erlittenen Verlust sucht Jeder durch Steigerung der Produktion einzubringen; dadurch steigert er aber nur den Preisdruck, der zu weiterer Anspannung des technischen Raffinements und der Produktionsvermehrung spornet, bis der Markt übersättigt und der Krach da ist. So arbeiten die Produzenten jeder Art mit fieberhafter Hast an ihrem eigenen Ruin; auffälligstes Beispiel: die deutschen Zuckerrüben. Endlich muß jeder Fabrikant sich selbst bedürfnislose Arbeiter wünschen, damit sie, mit geringem Lohn zufrieden, ihm einen großen Reingewinn lassen, die Arbeiterschaft im Allgemeinen aber muß er so begehrlieh und anspruchsvoll wie möglich wünschen, damit sie Lohnerhöhungen durchsetze und durch massenhafte Nachfrage nach seinen Fabrikaten deren Preis in die Höhe treiben. Haben sich die Fabrikanten eines Produktionszweiges auf den Export eingerichtet, dann wünschen sie, daß alle inländischen Arbeiter bedürfnislos, alle ausländischen begehrlieh seien. Da sie aber an den Einfluß der ausländischen Arbeiterbewegungen auf die inländische Arbeiterschaft denken, wünschen sie Das auch wieder nicht. Kurzum, sie wissen gar nicht mehr, was sie wünschen oder nicht wünschen sollen; denn sie mögen thun oder lassen, was sie wollen: es droht ihnen davon Verderben. Und weil nun jeder technische Fortschritt, jede Vervollkommnung der Produktion und jede Verkehrsvereinerung eine Anzahl von Produzenten mit Schädigung, ja, mit dem Untergange bedroht, krönt sich dieser Rattenkönig von Widersprüchen mit dem Universalwiderspruch, daß dem fieberhaften Fortschrittsseifer ein nicht minder fieberhafter Hemmungseifer entgegentritt, wie wir es täglich an tausend Fällen und jetzt eben wieder an einem recht großen Falle, am Streite um den Mittellandkanal, sehen. Jede Vermehrung der Gütermasse und jede Erleichterung des Gütertransportes, d. h. also jede Vermehrung des Nationalreichtthums, des wirklichen, des Realreichtthums, wird von Tausenden als ein Unglück bejammert; „die Entwicklungsformen der Produktivkräfte sind in Fesseln der Produktion umgeschlagen“. Ehemals unternahm man Kriege, um den Unterjochten ihre Güter zu rauben und sie zu zwingen, für die Eroberer zu arbeiten. Das war nicht schön, aber man kann nicht sagen, daß die Eroberer thöricht gehandelt hätten. Heute würde man, wenn es nicht gar zu gefährlich wäre, Kriege führen, um das Ein-

strömen von Gütern ins eigene Land zu hemmen und die Besiegten mit den eigenen Produkten zu beschenken. Die Deutschen würden am Liebsten die Vereinigten Staaten bekriegen, um sie zu zwingen, unseren Zucker, unsere Maschinen, unsere Farben, unsere Strümpfe und Mäntel zu einem wohlfeilen Preise anzunehmen und ihren Weizen im Lande zu behalten, und die Amerikaner würden gern mit uns Krieg führen, um uns mit wohlfeilem Kuchenmehl zu beschenken und uns zu zwingen, unseren Zucker selbst zu essen und auf die Produktion überschüssiger Maschinen, Farben, Strümpfe und Mäntel zu verzichten. Das heißt also: jeder der heutigen Kulturstaaten sträubt sich gegen die Bereicherung, die ihm die übrigen Staaten aufdrängen, ist dagegen bereit, seine eigene Bevölkerung im Dienste der anderen Staaten Sklavenarbeit verrichten zu lassen, und würde, wenn es nicht zu gefährlich wäre, zur Abwehr der Bereicherung und, um die Erlaubniß zur Verrichtung von Sklavenarbeit durchzusetzen, sogar Krieg anfangen. Man mag eine Zeitung zur Hand nehmen, welche man will, so findet man als Hauptinhalt der Politik nichts Anderes als die Verathung von Maßregeln zur Erschwerung der Produktion. Natürlich der Produktion Anderer; aber es giebt weder einen Einen noch einen Anderen mehr, dem nicht irgend welche Konkurrenten das Handwerk zu legen bemüht wären.

Wären wir bei den Produktionsformen der alten und der mittleren Zeiten stehen geblieben, so würden wir uns in diese Widersprüche nicht verwickelt haben. Aber auch das Glück wäre uns nicht zu Theil geworden, daß der technische Fortschritt, ungehemmt durch Interessenkonflikte, Alle ohne Ausnahme mit Reichthum überschüttet hätte; denn dieser Fortschritt würde gar nicht eingetreten sein. Wir würden noch bei unerglasten Fenstern und rauchenden Kaminen und beim Licht einer Oellampe oder eines Kienspahnes Berg spinnen und mit urväterlich ungeschickten Werkzeugen mühsam einen spärlichen Hausrath anfertigen und würden nach jeder Winterernte eine Hungersnoth erleiden. Die Arbeitstheilung, die kapitalistische Produktionsweise und die Konkurrenz waren nothwendig, den Fortschritt in Gang zu bringen. Wenn nun die Sozialisten daraus, daß jetzt die Förderungsmittel der Produktivität in Fesseln der Produktion umgeschlagen sind, den Schluß ziehen, die Zeit der kapitalistischen Produktionsweise sei vorüber, so ist dieser Schluß zwar voreilig; aus den üblen Wirkungen einer Institution folgt niemals, daß diese Institution sich überlebt habe; wäre Das wahr, so hätten wir schon seit dreitausend Jahren keinen Staat und seit siebenzehnhundert Jahren keine Kirche mehr. Aber die sozialistischen Rationalökonomten haben sich erstens das Verdienst erworben, die wahre Quelle der Uebel aufgedeckt und dadurch Allen, die sehen wollen, unnütze Kurpfuscherarbeit erspart zu haben, und zweitens, das Schema entworfen zu haben, nach dem wenigstens lokale und partielle Heilungsversuche mit Aussicht auf Erfolg unternommen werden können.

Da ist nun namentlich die Klärung des Kapitalbegriffes wichtig. Daß Kapital, d. h. ein Vorrath von Arbeitswerkzeugen und Materialien, zur Produktion nöthig ist, leugnet kein Sozialist. Daß dieses Kapital immer nur durch Arbeit und niemals durch Sparen entsteht, hat Robbertus unwiderleglich bewiesen. Was man aber gewöhnlich Kapital nennt, den privaten Kapitalbesitz: Das ist nicht unbedingt nothwendig zur Erzeugung des Realkapitales und der Einkommengüter, zu deren Herstellung die Arbeitswerkzeuge und Materialien dienen. Dieses in Geld und Werthpapieren bestehende und im Privatbesitz befindliche Kapital ist nicht ein Ding, sondern nur ein Recht, auf Güter im Gesamtgeldwerthe der fraglichen Summen Beschlag zu legen. Benutzt nun der Kapitalist dieses Recht zum Ankauf von Werkzeugen und Materialien und zur Dingung von Arbeitern oder überläßt er dieses Recht, statt selbst Unternehmer zu werden, einem anderen Unternehmer gegen Zins, so stellt er allerdings sein Recht in den Dienst der Nationalproduktion. Aber diese Form der Produktion ist nicht die einzig denkbare. Der mittelalterliche Großgutsbesitzer hat nicht durch Vermittelung von Geld, sondern nur durch sein Herrenrecht und seinen Willen die Arbeiter seiner Domäne organisiert, so daß die Einen den Acker bestellt und Vieh gezüchtet, Andere ihm sein Wohnhaus und die Hütten der Arbeiter gebaut, noch Andere die Kleider, Geräthe und Werkzeuge hergestellt haben, — aus den Materialien natürlich, die auf seinem Grund und Boden wuchsen. Aber auch die Form der Herrschaft eines Mannes über Hörige ist nicht unbedingt nothwendig, wenn die Privatkapitalisten als Organisatoren der Produktion abgelehnt werden. Will eine Bauerngemeinde die Dorfstraße bauen, so bedarf sie dazu nicht nothwendig eines Privatkapitalisten als Bauunternehmers. Sie kann von einem straßenbauverständigen Gemeindegliede den Plan entwerfen lassen, ihren eigenen Steinbrüchen und Sandgruben das Material entnehmen und die Arbeit eigenhändig ausführen in Gruppen, die einander ablösen. Ganz eben so kann eine Stadtgemeinde — und es geschieht mehr und mehr — ihre Straßenpflasterung, Wasserversorgung, Kanalisation, elektrische oder Gasbeleuchtung, Straßenbahnen in eigener Regie ausführen und betreiben, ohne eines Privatkapitalisten oder eines Konsortiums von Kapitalisten, einer Aktiengesellschaft, zu bedürfen. Nicht minder kann der Staat die Eisenbahnen, die Werkstätten für den Lokomotiv- und Wagenbau, den Schiffsbau, die Bergwerke in eigenen Betrieb nehmen. Je größer und verwickelter solche Betriebe werden, desto schwieriger wird es, ihren genossenschaftlichen Charakter so rein zu wahren, wie Das beim Bau einer Dorfstraße möglich ist, desto stärker wird die Mischung des sozialistischen Systems mit dem privatkapitalistischen, indem eine Stadt zum Beispiel, die eine Gasanstalt anlegt, die Röhren aus einer in Privatbesitz befindlichen Fabrik be-

zieht. Aber insofern bedeuten alle solche kommunal- und staatssozialistischen Einrichtungen eine Annäherung an das sozialistische Ideal, als sie wenigstens einige privatkapitalistische Unternehmer ausschalten, den wirklich produktiven Klassen jenen Theil ihres Einkommens erhalten, der sonst in Gestalt von Kapitalgewinn unproduktiven Aktionären zuschießen würde, und dem auf Vernichtung der einen Partei abzielenden Kampf zwischen konkurrierenden Unternehmern, z. B. Eisenbahngesellschaften, ein Ende machen. Das Ideal: eine jeden Interessenkonflikt ausschließende sozialistische Weltproduktion und Welt-Gütervertheilung, wird niemals erreicht werden; aber die Uebel theilweise und stellenweise zu heilen, wird um so besser gelingen, je klarer und allgemeiner erkannt wird, daß das Privatkapital kein Ding, sondern nur ein Recht oder ein Komplex von Rechten, der Privatkapitalist aber nur ein Vermittler und Organifator ist, dessen Funktionen in älteren Zeiten von Grundherren und von despotischen Staatsoberhäuptern ausgeübt worden sind, heute aber mehr und mehr von Genossenschaften, Gemeinden und Staaten übernommen werden.

Das wären die wichtigsten Ergebnisse der national-ökonomischen Forschung, die von Theoretikern wie von Praktikern als feststehende und nicht zu umgehende Grundlage für den Weiterbau angenommen werden müssen. Als unhaltbar haben sich mehrere spezifisch marxische Ansichten erwiesen, deren wichtigste die materialistische Geschichtskonstruktion, die Mehrwerthlehre und endlich die Katastrophentheorie sind. Die Ideen der Politik und Religion, des Rechtes, der Kunst, Wissenschaft und Philosophie als ideologische Formen zu betrachten, in denen sich die Menschen ökonomischer Verhältnisse oder Widersprüche bewußt werden, ist eine so offenbare Thorheit, daß es sich nicht lohnt, dabei zu verweilen. Die sittlichen, die ästhetischen, die religiösen Ideen sind ein Urbesitz der Menschheit und so wirklich und wirksam wie die arbeitenden Hände; die soziale Struktur und die ökonomische Stufe einer Gesellschaft hat auf diese Ideen gar keinen Einfluß; auf ihre Verwirklichung nur insofern, als dazu in einem gewissen Grade materielle Mittel gehören; ein armes Volk kann sich natürlich keinen Luxus erlauben und ist daher in der Ausübung der bildenden Künste beschränkt; aber durch alle Reichthums- und Armuthstadien und durch allen Wandel der Produktionsformen hindurch ist das ästhetische Ideal der europäischen Menschheit unverändert geblieben und kein Europäer irgend einer Zeit seit Homer würde eine chinesische Frage einem Apollo vorgezogen haben. Enger als mit diesen drei Gebieten ist die Nationalökonomie mit Politik und Recht verflochten. Als wahrer Kern der marxischen Theorie bleibt daher nur die Thatfache übrig, daß die Politik im höheren Grade von den wirthschaftlichen Zuständen abhängt, als man vor Marx gewöhnlich geglaubt hat, und daß die wirthschaftlichen Zustände Vor-

urtheile erzeugen, von denen sich ein Theil der Juristen und der Staatsmänner beherrschen läßt. So bilden sich viele von ihnen heute ein, der jetzige, auf die kapitalistische Produktionsform gegründete Staats- und Gesellschaftszustand sei etwas Ewiges, Natürliches, Göttliches, daher Unantastbares und Unveränderliches, und jeder Versuch einer Aenderung, ja schon jede Kritik dieses Zustandes sei ein Verbrechen.

Marxens Mehrwerththeorie ist eben so falsch wie werthlos. Daß der Unternehmer einen Theil Dessen beansprucht, was die Arbeiter dem Rohmaterial an Werth zusetzen, ist ganz selbstverständlich; sonst würde kein Kapitalist der Narr sein, sich mit einer Fabrik oder einem Handelsunternehmen herumzuzürgern oder abzuängstigen, sondern er würde ruhig und sorgenfrei als Rentner leben. Dann aber fehlt sehr viel daran, daß der Unternehmer den ganzen Mehrwerth schlucken könnte; nicht die Hälfte bleibt ihm, manchmal nicht der zehnte Theil. Von einem Theilungsgeschäft zwischen ihm und seinen Arbeitern ist überhaupt keine Rede. Die arbeitstheilige Nationalproduktion ist ein Ganzes, aus dem sich die einzelnen Produktionen gar nicht herauslösen lassen. Das Produkt aber wird durch eine Unzahl unter einander verflochtener Kaufgeschäfte, Sold- und Lohnzahlungen, Rechtsansprüche und Staatseinrichtungen unter die Gesamtheit in der Weise vertheilt, daß zuerst Staat und Gemeinden durch die Steuern ihren Antheil für die öffentlichen Bedürfnisse abziehen; und dieser Antheil fällt zum Theil Nichtproduzenten, wie Bodenrentnern, Aktionären, Geldverleihern, Beamten, Soldaten, Pensionären, Pfleglingen von Kranken- und Waisenhäusern zu, theils Produzenten, wie den bei öffentlichen Bauten Beschäftigten. Dann nehmen sich die Händler, Stellenvermittler, Versicherungsbeamten und unzählige Schmaroher ihren Antheil, vom großen Börsenspekulanten bis zum kleinen Spitzbuben, Bettler und Vagabunden, vom reichen hamburgischen Vordellbesitzer bis zum verklumpten Zuhälter. Dann kommen die Grundrentner und Geldverleiher; und erst, was übrig bleibt, wird zwischen die Unternehmer und ihre Arbeiter getheilt, deren Jeder wieder seinen Antheil mit seiner Frau, seinen Kindern und anderen Unproduktiven, die er erhält, zu theilen hat. Gewiß: es giebt „Ausbeuter“ unter den Unternehmern, aber sie bilden die Minderheit; sie kommen häufiger in der kleinen Subelwerkstatt vor, wo zwei, drei Lehrlinge ausgebeutet werden, als in der Großindustrie; und würde ihnen das Handwerk gelegt — so weit Das geschehen kann, soll es ja geschehen —, so wäre damit der Arbeiterschaft im Ganzen wenig oder nichts geholfen. Die im engeren Sinne Produktiven machen immer nur höchstens die kleinere Hälfte, oft kaum den vierten Theil eines Volkes aus. Die Mehrzahl besteht aus Unproduktiven; sie schlucken den größten Theil des Mehrwerthes und unter ihnen sind Tausende, die nicht allein weit

weniger Recht auf einen Antheil haben als der Fabrikant — mitunter nicht die Spur eines Rechtes —, sondern auch noch dazu einen weit größeren Antheil wegnehmen; so manche Demimondaine verbraucht mehr, als das Reineinkommen eines kleinen Fabrikanten beträgt. Die Mehrwerthlehre ist daher zwar ein sehr gutes Agitationmittel und als solches für die Sozialdemokratie von hohem taktischen Werth, die Erkenntniß des Produktions- und Vertheilungsprozesses aber wird durch sie nicht aufgeheilt, sondern verdunkelt; und wenn die Marxisten so thun, als hielten sie diese Lehre für den Schlüssel zur Nationalökonomie und die „bürgerlichen“ Ökonomen für zu dumm, diese geheimnißvolle Lehre zu begreifen, so verüben sie damit bloß Humbug.

Die Katastrophentheorie endlich ist ganz falsch. Zunächst ist sie a priori unsinnig; denn wenn die kapitalistische Wirtschaftsordnung die Massen verelendete, so würde nicht die Herrschaft des Proletariates in einem glückseligen Zukunftsstaat, sondern allgemeine Barbarei das Ende sein; verelendete Arbeiter wären selbstverständlich noch unfähiger, die Produktion in die Hand zu nehmen und eine neue und bessere Gesellschaftsordnung herbeizuführen, als es die heutigen, zum Theil wohl situirten schon sind. Dann aber treffen die Wahrnehmungen, auf die Marx seine Theorie gebaut hat, nur für England zu, — und für dieses Land nur, wie es bis zum Ende der fünfziger Jahre war. Jeder der europäischen Staaten hat sich in eigenthümlicher Weise entwickelt, aber allen, oder fast allen ist die seit etwa fünfzig Jahren eingetretene Reichthumszunahme gemeinsam. Die unaufhaltsam und automatisch fortschreitende Technik siegt über alle Hindernisse, die ihr die Politik der Interessenten in den Weg legt, und überfluthet die Völker mit einem Strom von Gütern, der bis in die unteren Schichten durchsickert und in den mittleren einen ziemlich soliden Niederschlag anschwemmt, so daß die Zahl Derer, die an der Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung ein Interesse haben, im Verhältniß zur Zahl der Umsturzklüsterer beständig wächst. Auf die umlaufenden Einkommen- und Vermögensstatistiken lege ich kein großes Gewicht; wie denn überhaupt die Statistik nur Den Etwas lehrt, der die Personen und Verhältnisse, auf die sie sich bezieht, aus eigener Anschauung kennt, so fälscht und verbirgt besonders bei Vermögens- und Einkommenstatistiken der Geldschleier vielfach die wirklichen Zustände. Ich habe früher an folgenden Fall erinnert. Wenn ein Bauer in der Nähe von Berlin seinen 30 000 Mark werthen Kartoffelacker an eine Baugesellschaft um drei Millionen Mark verkauft, so melden die Statistiken eine Erhöhung des Nationalvermögens um 2 970 000 Mark und des Nationaleinkommens um 97 000 Mark. In Wirklichkeit ist keins von beiden auch nur um einen Pfennig gewachsen, hat vielmehr eine kleine Abnahme erfahren. Denn es ist produktives Land in unproduktiven Baugrund, ein nützlicher Arbeiter in einen

unnützen Verzehrter verwandelt worden und es fallen für etwa 3000 Mark Nahrungsmittel aus, die bis dahin auf jenem Gute wuchsen. Der neue Millionenbauer hat Macht erhalten, jährlich auf eine 100000 Mark werthe Gütermasse Beschlagnahme zu legen, die nützlichen Arbeitern entzogen wird, und diese nützlichen Arbeiter sind dumm genug, in die Großstadt zu ziehen, sich in Miethkasernen einperfuchen zu lassen und mit ihrer sauren Arbeit die Gütermasse zu schaffen, die der Millionenbauer und die Pauspekulanten heischen. Die ganze Grundrente, die als Einkommen, und die kapitalisirte Grundrente, die als Vermögen gerechnet wird, sind nicht Einkommen und Vermögen, sondern ein Raub am Einkommen der Produktiven zu Gunsten der Unproduktiven und ein Hemmniß der Produktion und Reichthumsvermehrung. Gerade diese Posten aber spielen eine hervorragende Rolle in der Statistik der Einkommen- und Reichthumsvermehrung; Tabellen, welche die Steigerung dieser beiden Posten darstellen, sind Barometer zur Messung des auf den unteren Klassen lastenden Druckes, zur Messung des Volkselends. Also auf die Statistiken gebe ich nichts; aber den Fortschritt des Wohlstandes sehe ich an den Kleidern und in den Wohnungen der Leute und an Dem, was sie an Nahrungsmitteln, Getränken, Bequemlichkeiten und Vergnügungen genießen, und Jeder kann in seiner nächsten Umgebung wahrnehmen, wie die Zahl der behäbig Lebenden und der mit Aussicht auf Erfolg nach einer behäbigen Existenz Strebenden wächst im Verhältniß zur Zahl der hoffnungslos Elenden. Es ist schwer, zu sagen, wer von Beiden thörichter handelt: die Sozialdemokratie, die es sich in dem Kopf setzt, alljährlich am ersten Mai ihre politische Dymnastie zur Schau zu stellen und ihre Aussichtslosigkeit zu beweisen, oder der Staat, der ihr durch lächerliche Polizeischikanen diese Beweisführung erschwert.

* * *

Von der Auflöserung der theoretischen Sätze gehen wir zur Betrachtung der Lage über. Deren wesentlichster Charakterzug wurde bereits angegeben: die Tendenz zur Proletarisirung der Massen, die vor fünfzig Jahren, in England wenigstens, dazu berechtigte, zwar nicht den sozialistischen Zukunftsstaat, aber doch den Zusammenbruch der gegenwärtigen Gesellschaft zu prophezeien; diese Tendenz ist anderen Tendenzen gewichen. Der Mittelstand verschwindet nicht. Daß, um uns auf Deutschland zu beschränken, der Bauernstand vorläufig noch nicht ernstlich bedroht ist, glaube ich, in meiner Schrift über die Agrarkrise bewiesen zu haben. Ueber die Lage des Handwerks haben die Untersuchungen des Vereines für Sozialpolitik volles Licht verbreitet. Nur wenige Handwerke sind von der Großindustrie vernichtet worden. Zum Ersatz entstehen täglich neue Gewerbe, die, wie Fahrradreparaturwerkstätten, geradezu als

Handwerke zu bezeichnen sind oder, wie die sich immer weiter ausbreitende Zahntechnik, dem Ausübenden eine dem des feineren Handwerkers ganz ähnliche Existenz gewähren. Andere Handwerke erfahren allerlei Umbildungen. Noch andere bleiben fast unberührt von den modernen Umwälzungen. Nur ein kleiner Theil der Großindustrie lebt von Einbrüchen ins Gebiet des Handwerks; der größere und wichtigere Theil schafft Güter, die nicht handwerksmäßig erzeugt werden können, eröffnet also neue Arbeitsgelegenheiten neben dem Handwerk. Was durch Vernichtung einiger Klassen von selbständigen Kleinbetrieben dem Mittelstande verloren geht, wird nicht allein durch neu entstehende Kleingewerbe, sondern auch durch die Werkmeister und mittleren Beamten der Großbetriebe und der Verkehrsanstalten überreichlich ersetzt. Die Krämer endlich hat Bernstein in seiner vielgenannten Schrift über die ihnen von den Waarenhäusern drohende Gefahr beruhigt.

Zu diesem Mittelstande treten beständig andere neubegründete Existenzen, die sich einer befriedigenden Lage erfreuen, und eine stete, wenn auch sehr langsame Erhöhung des Einkommens der Arbeiter und Dienstboten. Wenn ich vorhin den Reichthum erzeugenden Fortschritt der Technik automatisch nannte, so soll damit nicht gesagt sein, daß auch die Vertheilung dieses Reichthumes automatisch vor sich gehe. Die Tendenz dieses modernen Reichthumes, sich in den oberen Schichten zu stauen, ist, wie Marx richtig erkannt hat, wirklich vorhanden gewesen; und hätte sie sich durchgesetzt, so würden die beschriebenen Hemmnisse den Fortschritt zum Stillstande gebracht haben. Denn da der Konsum allein es ist — der Konsum, nicht das Kapital —, was die Produktion im Gange erhält, so muß diese eingestellt werden, wenn der großen Masse der Konsumenten die Kaufkraft entzogen wird. Das Hauptverdienst für die Ueberwindung des toten Punktes gebührt der Arbeiterbewegung, und zwar gerade der sozialdemokratischen, revolutionären. Ist die Arbeiterschaft ganz unfähig für die Aufgabe, die ihr Marx zugeordnet hat, und in jedem direkten Angriff auf den Staat diesem gegenüber ganz ohnmächtig, so ist sie doch nicht ohnmächtig in jeder Beziehung; als ein zahlreicher und unentbehrlicher Stand vermag sie, wenn sie organisiert ist, auf die anderen Stände und auf die Gesetzgeber einen Druck auszuüben.

Zunächst hat sie für einen bedeutenden Theil der Lohnarbeiter und Dienstboten Lohnerhöhungen durchgesetzt. Nehmen wir an, daß in allen Kulturstaaten zusammen die Zahl der Arbeitenden, die an der Lohnerhöhung seit 1850 theilnahmen, nur 30 Millionen und daß die Einkommenerhöhung nur 300 Mark auf den Kopf betrage, so bedeutet Das eine Erhöhung der Kaufkraft um neun Milliarden. Der Mehrverbrauch ist nicht ganz so hoch anzuschlagen, da Einiges gespart wird — leider sparen unsere übermäßig ordentlichen Arbeiter viel zu viel —, aber sei er nur sieben Milliarden werth,

so ist auch Das schon beträchtlich; die Millionäre müßten sich sehr anstrengen, um das Selbe leisten zu können; von 70 000 Millionären müßte Jeder jährlich 100 000 Mark mehr ausgeben. Dann hat die Furcht vor der Sozialdemokratie den Gesetzgebern Weine gemacht und sie zu Reformen getrieben. Daß diese Furcht das einzige wirksame Motiv für die Sozialgesetzgebung gewesen ist und daß alle humanen und christlich-sozialen Lebensarten nur Verzierung*) sind, dafür haben wir Bismarck als Zeugen. „Auer hat ganz Recht,“ sprach er im November 1884 im Reichstage: „wenn es keine Sozialdemokratie gäbe und wenn nicht eine Menge Leute sich vor ihr fürchteten, würden die mäßigen Fortschritte, die wir überhaupt in der Sozialreform gemacht haben, auch noch nicht existiren.“ Er kannte seine Pappenheimer; und diese Pappenheimer brauchen sich weiter nicht zu schämen, denn es kommt nie und nirgends in der Weltgeschichte vor, daß ein herrschender einem unterdrückten Stand aus Menschenliebe Zugeständnisse machte. Solche Zugeständnisse werden stets entweder durch die Bedürfnisse der Herrschenden oder durch ihre Furcht vor Empörung oder durch einen Sieg der Unterdrückten erzwungen. Die brandenburgischen Kurfürsten und preussischen Könige haben die Bauern geschätzt, nicht aus christlicher Liebe zu diesen Leuten, sondern, weil eine Bauerngemeinde mehr Kerls, Pferde und Steuern liefert als ein Großgut; das englische Parlament hat Arbeiterschutzesetze erlassen, nicht aus Mitleid mit den Fabrikkindern — obgleich einzelne seiner Mitglieder Erbarmen gefühlt haben mögen — sondern, weil die depravirte Bevölkerung nicht mehr genug Matrosen für die Flotte lieferte und weil die Arbeiter die Fabriken anzündeten, — und so fort durch die ganze Weltgeschichte hindurch. Die Sozialgesetzgebung hat nun dazu beigetragen, das Einkommen des Vierten Standes und damit den Konsum zu heben. Die Unfall- und Invaliden-„Rentner“ haben nicht gerade die Mittel zum Schwelgen, aber sie leben immerhin ein Wenig besser, als wenn sie sich bettelnd auf der Straße herumtrieben. Die Verkürzung der Arbeitszeit nöthigt dazu, mehr Arbeiter einzustellen, und die Erschwerung der Frauen- und Kinderarbeit trägt dazu bei, der Arbeitslosigkeit der Männer zu steuern. So hat die Sozialdemokratie die Unternehmer gerettet, — gegen den Willen beider Parteien. Ein in der Weltgeschichte ganz gewöhnlicher Vorgang, denn der Weltenlenker hat Humor und der größte aller Späße, die er sich bereitet, besteht darin, daß er uns Tölpel seine Zwecke durch unser Widerstreben dagegen verwirklichen läßt. Wie wird er gelächelt haben, als sich der pfliffige Pius durch sein Streben nach Macht um den

*) Ich leugne nicht, daß es Männer giebt, denen es mit der Arbeiterfreundlichkeit Ernst ist. Aber diese Männer sind an sich einflußlos und würden es ohne jenes bei den Maßgebenden durchschlagende Motiv stets bleiben.

letzten Rest des Kirchenstaates brachte und als dann fanatische Protestanten dem Papst durch den Kulturkampf aus der Klemme halfen! Wie mag er über die sächsischen Bürgermeister und Richter lachen, die so eifrig daran arbeiten, ihre gutmüthigen Spießbürger in wilde Revolutionäre zu verwandeln! Ueber Italien freilich wird er schwerlich lachen, weil Das, was dort geschieht, über den Späß geht. Dort gelingt es den Herrschenden, die Arbeiterorganisationen zu unterdrücken, weil das Volk unwissend, zum Theil des Lesens unkundig und in polizeiwirrigem Grade bedürfnislos ist; so hebt sich denn dort der Konsum nicht und die außerdem noch durch die Steuern heischende Großstaatsfucht erdrückte italienische Industrie kann nicht über den toten Punkt-hinweg; trügen nicht so viele Tausende von Fremden ihr Gold ins Land, so müßte das ganze Volk im Sumpfe seines Glends ersticken.

Auf die beschriebenen Arten der Konsumsteigerung beschränkt sich die Wirksamkeit der Sozialdemokratie noch nicht. Aus Furcht vor ihr beeifern sich die Regierungen, befriedigte Existenzen zu schaffen. Deshalb vermehren sie die Zahl der Beamten ins Unendliche und bessern fortwährend die Besoldungen auf. In den letzten vierzig Jahren sind die Beamtenbesoldungen auf das Doppelte bis Dreifache gestiegen. Auch verstaatlichen sie so viel Betriebe wie möglich und zahlen, wenn auch keine übermäßig hohen, so doch wenigstens keine Hungerlöhne; auch die Erbauung von guten Arbeiterwohnungen bedeutet eine Erhöhung des Arbeitereinkommens. Dann ist die Furcht vor der Revolution die Hauptursache des Militarismus: man will jeden nicht verkräppelten Mann vom zwanzigsten bis zum vierzigsten Jahre durch den Fahneid binden und unter beständiger Aufsicht halten. Diese äußerste Ausdehnung der Dienstpflicht schafft nun nicht allein eine Menge guter Versorgungsgüter — außer den Offizierstellen noch viele Militärämter und Anwartschaften auf Zivilversorgung —, sondern giebt auch der Industrie ungeheuer viel zu thun, um so mehr, als der Fortschritt der Waffentechnik keinen Augenblick stillsteht, so daß in dem Augenblick, wo das letzte Bataillon mit dem neuen Gewehr versehen wird, das erste schon wieder das allerneuste zu probiren anfängt. Dieser Nutzen für die Industrie wurde sehr bald erkannt und griff dann als selbständige Triebfeder in die Entwicklung des Militarismus ein. Welchen Vortheil bringen ihr allein schon die hellen Offiziersmäntel, die nicht halb so lange getragen werden können wie die dunklen! Es sollte mich nicht wundern, wenn alle Jahre eine andere Farbe vorgeschrieben würde. Und nun hat sich noch der Marinismus hinzugesellt, von dem nur zu verwundern ist, daß er nicht noch weit eher ausgebrochen ist. Welch ein Verbrauch von Kohle und Eisen! Gewiß: alle die mächtigen Kohlen- und Eisenbarone würden der Regierung den Dienst aufkündigen und ins sozialdemokratische Lager überzulaufen drohen, wenn sie sich weigerte, die Flottenentwicklung zu forciren.

Nachdem so die Sozialdemokratie die Produktion in Gang gebracht hat, reizt diese durch neue Erfindungen zum Luxus und gewährt zugleich durch Einkommenerhöhungen die Mittel zu seiner Befriedigung. Der Wohnungsluxus, der Kleiderluxus, der Kunstluxus, der Reiseluxus, der Korrespondenzluxus, der Theaterluxus, der Gasthausluxus treibt täglich neue Formen hervor, reizt die Begierde nach noch Neuerem, nach immer rascherem Wechsel und immer reichere Fälle, so daß die Erfindungsgabe der Produzenten und die Genußsucht der Konsumenten einander in immer rascherem Tempo steigern. Und dieses Luxusbedürfnis setzt natürlich eine stetig wachsende Anzahl von Köpfen und Händen in Thätigkeit. Alle diese Triebfedern und Umstände wirken zu dem Ergebnis zusammen, daß die Zahl der mittleren Einkommen steigt, daß sich die Einkommen im Allgemeinen erhöhen, ohne daß die Waaren theurer würden, daß demnach die Zahl der wirklich Nothleidenden, die eine große Umwälzung zu wünschen Ursache haben, im Verhältnis zur Zahl der leidlich Befriedigten nicht größer, sondern kleiner wird.

Dieser Zustand vernichtet nun zwar die Hoffnungen der Sozialisten und befreit die Besitzenden von der Furcht vor einer sozialen Revolution; aber gesund und befriedigend kann er trotzdem nicht genannt werden. Gesund sind Einkommenvertheilung und Konsum nur insofern, als zwischen den Extremen von Steinreich und Bettelarm eine hinreichend breite Mittelschicht liegt und als der Konsum mit der wachsenden Produktion bis jetzt so ziemlich gleichen Schritt gehalten hat. Das Ungefunde des Zustandes aber liegt darin, daß ein großer Theil des Standes, der steuertechnisch als Mittelstand bezeichnet werden kann, aus Schmarozern besteht, daß sich Schmarozer und halbe Schmarozer im Allgemeinen besser stehen als nützliche Arbeiter, daß ein Theil des Konsums unnatürlich ist und daß die Basis des sozialen Baues im Verhältnis zum wachsenden Ueberbau immer schmaler wird.

Die Grundlage des Gesellschaftsbauens bilden die Urproduzenten und unter ihnen sind die Nahrungsmittelproduzenten die wichtigsten. Nicht nur deshalb, weil die Nahrungsmittel die unentbehrlichsten aller Güter sind, sondern auch, weil die Landwirtschaft die für die Gesundheit von Leib und Seele vortheilhaftesten Lebensbedingungen darbietet. Es ist ja wahr, was Werner Sombart in der „Sozialen Praxis“ gesagt hat, daß „Reicherwerden, Kulturfortschritt — selbstverständlich nur in diesem unbestreitbaren Verstande verfeinerten Lebensgenusses — identisch sind mit wachsender gewerblicher Bevölkerung“. Allein diese Identität hat, wie Alles in der Welt, ihre Grenzen. Zunächst schon macht der verfeinerte Lebensgenuß, wie Sombart selbst andeutet, nur eine Seite, und nicht die werthvollste, der Kultur aus; ein Bauer, wie Rosengers letzter Jakob — und es giebt solche Bauern — oder wie ein altrömischer Vincinnatus, steht in der wahren Kultur viel höher als ein

mit allem Flitterkram unserer heutigen Kultur ausgestattetes Gigerl. Dann dient ein Theil unserer heutigen industriellen Arbeiter nicht einmal dem feineren Lebensgenuß, sondern schafft Dinge und übt Thätigkeiten aus, die Keinem Genuß bereiten; darüber sage ich später mehr. Und endlich leidet der größte Theil der städtischen Bevölkerung unter Lebensbedingungen, deren schlimme Wirkungen durch das Bischofen Kulturplunder nicht aufgewogen werden. Selbstverständlich ist ohne Arbeitsteilung Kultur überhaupt nicht möglich, auch nicht die wahre, höhere Geistes- und Herzenskultur; selbstverständlich muß daher eine städtische Bevölkerung entstehen; selbstverständlich wächst diese mit fortschreitender Kultur im Verhältnis zur ländlichen, während gleichzeitig der technische Fortschritt, der ein Theil des Kulturfortschrittes ist, die Erhaltung einer immer größeren Zahl von nicht produzierenden geistigen Arbeitern möglich macht; aber eben so selbstverständlich schlägt der Vortheil dieser Entwicklung auf einem gewissen Punkt in Nachtheil um. Wenn die Ueberzahl geistiger Arbeiter nicht mehr nützliche Ideen produziert, sondern nur noch alte Gedanken wiederkäut oder leeres Stroh brischt, wenn Ueberfülle die Genußmittel zu einer Last macht, wenn die in den Städten Zusammengepferchten den Zusammenhang mit der Natur verlieren, wenn die ländliche Pflanzschule nicht mehr hinreicht, die Riesenstädte mit gesundem Nachwuchs zu versorgen, dann schlägt die Kultur in Unkultur um, in die Barbarei der Ueberfeinerung, des sinnlosen Prunkes und der Unnatur. Und man bilde sich doch nicht ein, daß der Landwirth, der Rittergutsbesitzer, der Bauer kein wahrhaft gebildeter, kein im höchsten Sinne des Wortes kultivirter Mann sein könne. Ich behaupte im Gegentheil, daß nur er es sein könne und daß die rein städtische Existenz Verküppelung bedeute. Wenigstens ein Stückchen Landwirthschaft, allerwenigstens ein Garten und Gartenarbeit, gehört als Ergänzung zum städtischen Leben und ich halte mich selbst für einen Krüppel, weil mir diese Ergänzung fehlt. Ich halte es mit den großen Alten, die, den Aristoteles an der Spitze, meinten, daß Landwirthschaft die edelste und in manchem Sinne die einzige edle Beschäftigung sei. Dionys von Halikarnaz übertreibt wohl ein Wenig, wenn er von Romulus schreibt: „Ueberzeugt, daß vernünftig zu leben, die Gerechtigkeit dem Bucher vorzuziehen, unverdrossen zu arbeiten, den höchsten Werth in die Tugend zu legen, das Volk nicht durch Lehre und Predigt, sondern nur durch Gewöhnung an gesunde Arbeit zu bewegen sei, überließ er Sigarbeiten, namentlich unanständige, Lüste weckende Gewerbe den Sklaven und den Fremden und wies den Freigeborenen nur zwei Beschäftigungarten zu: den Ackerbau und den Krieg.“ Er übertreibt, aber es ist ein richtiger Gedanke, den er übertreibt. Und Cato Censorius übertreibt nicht, wenn er alle anderen Gewerbe für bedenklich erklärt und dann fortfährt: *at ex agricolis et viri fortissimi et milites*

strenuissimi gignuntur, maximeque pius quaestus stabilissimusque consequitur minimeque invidiosus, minimeque male cogitantes sunt qui in eo studio occupati sunt; wobei allerdings zu bemerken ist, daß minime invidiosus heute leider nicht mehr ganz allgemein gilt, weil die Landwirthe selbst zum Theil in die Reib gebärende Ehrethätigkeit und die gehässige Konkurrenzhaft verwickelt sind. Ich sehe mit Columella und Adam Smith ein, daß die Beschäftigungen des Landwirthes mannichfacher und vielfeitiger sind, öfter einen Wechsel der Entschliessungen und Anpassung an neue unerwartete Lagen fordern, den Blick weiter machen als die irgend eines anderen Gewerbes, daher auch die kräftige Entfaltung wahrer Intelligenz mehr begünstigen. Und ich halte Bismarcks Geschmack für den richtigen, der zu Busch (Tagebuchblätter III, 165) einmal geäußert hat: „Ich habe mich immer aus den großen Städten und aus dem Gestank der Civilisation weggehnt; und mit jedem Male, wo ich dort sein mußte, mehr.“ Nun, der Bauernstand geht ja, wie gesagt, in Deutschland nicht zu Grunde; aber seine Angehörigen bilden einen immer kleineren Prozentsatz der Bevölkerung; denn da die Zahl der Bauerngüter innerhalb unserer Grenzen nicht wesentlich vermehrt werden kann, so muß der ganze Bevölkerungszuwachs in die Stadt. Und daß der gesunde Stand die Minderheit bildet, nach zwanzig Jahren eine sehr kleine Minderheit bilden wird — von der ländlichen Bevölkerung, deren Prozentsatz stetig sinkt und schon 1895 nur noch 35,8 betrug, besteht doch wieder nur die kleinere Hälfte aus Bauernfamilien —: darin eben finde ich das Ungefunde.

Nach dem Stande der Landwirthe sollte der Handwerkerstand der zahlreichste sein; von ihm ist jedoch das Selbe zu sagen: er geht nicht zu Grunde, aber seine Angehörigen machen einen immer kleineren Prozentsatz der Bevölkerung aus. Man lasse sich nicht durch optimistische Statistiken irreführen, die eine verhältnißmäßig große Zahl von Angehörigen des Handwerks herausrechnen. Das Wesentliche am Handwerk, Das, was es zum zweitgesündesten Bestandtheile der Gesellschaft macht, ist, daß der echte Handwerker nicht von der Ausbeutung der Arbeit Anderer, auch nicht von Handelsgewinn, sondern von seiner eigenen Hände Arbeit lebt und daß ihm diese Arbeit eine anständige Existenz gewährt. Der Handwerker des dreizehnten Jahrhundertß durfte weder aus der Ausbeutung von Gehilfen noch aus dem Rohstoffeinkauf Gewinn ziehen. Der Rohstoff wurde ihm vom Besteller geliefert und der Schilfe eines Steinmetzmeisters z. B. bekam vom Besteller — er, nicht der Meister, war der „Arbeitgeber“ — den selben Lohn wie der Meister, der nur Arbeiter, nicht Brotherr war; der Lehrling endlich war ein wirklicher Lehrling, der sich auf die Meisterschaft vorbereitete, nicht ein ausgebeuteter Sklave, der gar keine Aussicht gehabt hätte, Meister zu werden.

Diese echte Art Handwerk ist vollständig zu Grunde gegangen. Die eigene Arbeit, das Einzige, was dem mittelalterlichen Handwerker Einkommen verschaffte, wird heute so elend bezahlt, daß kein Mensch mehr darauf einen anständigen Haushalt gründen kann. Die allein arbeitenden Handwerker führen ein proletarisches Dasein. Es giebt allein arbeitende Schuster, die Häufer kaufen, aber nicht von der Schusterei, sondern von Kravattenmacherei und ähnlichen Geschäften. Andere verbessern ihr Einkommen dadurch, daß sie eine Vereinsdienerstelle annehmen; denn bei der heutigen Vereinsfetecei ist die Zahl Dixer, die sich mit dieser Art geschäftigen Müßigganges durchschlagen, Legion. Wer es freilich dahin bringt, daß er Leute beschäftigen kann, Den nährt das Handwerk, und zwar sehr gut; ich sehe fortwährend um mich herum solche Handwerker zu Wohlstand gelangen. Aber eben nicht durch ihrer Hände Arbeit, sondern durch die ihrer Leute; und nicht Alle sind so vernünftig, wie ein tüchtiger junger Handwerker meiner Bekanntschaft, der seiner Frau zu sagen pflegt: „Daß Du auch den Leuten gut und reichlich zu essen giebst! Sie sind es, die uns das Geld verdienen.“ Viele berliner Bäcker leben davon, — ob sie auch reich werden, weiß ich nicht —, daß sie die Jungen ganz oder halb zu Tode schinden, die sie, das Stück zu zwanzig Mark, alljährlich um Ostern in Oberschlesien kaufen. Die Statistiken rechnen zum Handwerk, was nicht mehr als zehn Leute beschäftigt; aber alle diese Betriebe mit drei bis zehn Arbeitern sind, sozial betrachtet, nicht Handwerksstätten, sondern auf Ausbeutung gegründete Unternehmungen. Und zwar ist hier das Wort Ausbeutung berechtigt, in der wirklichen Großindustrie ganz und gar nicht. Zum Bau einer Lokomotive müssen hundert Personen zusammenwirken und der Unternehmer, der zugleich Maschineningenieur ist, leistet eine so hoch qualifizierte Arbeit, daß es die höchste Ungerechtfertigkeit wäre, wenn man verlangen wollte, er sollte mit der selben Löhnung vorlieb nehmen wie seine Arbeiter, die selbst wiederum sehr verschieden qualifizierte Arbeit verrichten und daher auch verschieden gelohnt werden müssen. Dagegen kann ein Mann allein einen Rock, einen Stiefel anfertigen und zu einem größeren Stück Möbel brauchen nicht mehr als zwei Personen zusammenzuwirken. Die Beschäftigung von mehr Personen ist also nicht durch die Natur des Gewerbes, sondern nur durch das Interesse des Unternehmers geboten und als Ausbeutung zu bezeichnen. Durchaus nicht in allen Fällen kann zur Entschuldigung das Interesse der Gesellschaft angeführt werden, das Erhöhung der Produktivität durch Arbeitsteilung fordere. Kein Interesse der Gesellschaft fordert die Erweiterung der Schneiderei zum Fabrikbetrieb. Die ganze Konfektion ist eine pfeferzeugende Sumpfpflanze, die mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müßte. Die Ueberschwemmung mit Kleiderlumpen und der unaufhörliche Wechsel sind eine Last; mir wird übel, so oft ich an einem solchen Laden mit

feinen häßlichen bekleideten Puppen vorbeigehe. Ich betrete nie einen solchen Laden; mein Dorfschneider bekleidet mich ganz gut. Bedenken wir nun noch dazu, daß der größere Handwerker am Materialieneinkauf verdient und mit Fabrikwaare handelt, so müssen wir sagen: im Handwerk bringen Ausbeutung und Schacher mehr als die eheliche und mühsame Arbeit und auch darum muß der heutige Zustand ungesund genannt werden. Die wirkliche Großindustrie ist nun zwar berechtigt, aber die bedeutende Zahl ihrer abhängigen Arbeiter zusammen mit den Arbeitern der unberechtigten Großbetriebe und der sogenannten Handwerke erzeugen jene politische Schwierigkeit, die man Sozialdemokratie nennt.

Das Selbe wie von der Konfektion ist von den meisten Zweigen der Mode- und Luxusindustrie zu sagen. Sie erzeugen heute viel wirklich Schönes, Das leugne ich nicht, aber sie erzeugen dieses Schöne in übertrieben großen Massen und daneben eine Unmasse werthloser Kinkerlitzchen. Werner Sombart hat ganz richtig gesagt: „Ein paar Tausend Menschen mehr am Leben zu erhalten, ist wirklich nicht schlechtthin nothwendig, wohl aber, daß Diejenigen, die nun einmal die Bürde des Lebens zu schleppen haben, dieses mit möglichster Vermeidung allzu großer äußerer Misere vermögen. Wie oft ist es ausgesprochen worden, daß ein behagliches Heim, Das heißt also eine Summe gewerblicher Erzeugnisse, für das Dasein des Menschen nicht weniger unentbehrlich sei als eine angemessene Nahrung.“ Aber zum behaglichen Heim gehört auch ein freier Raum ums Haus, der kein gewerbliches Erzeugniß ist, und die Ueberfülle gewerblicher Erzeugnisse macht schon längst Vielen ihr Heim unbehaglich. Was kann es Ungemüthlicheres, Unbequemerer, Unzweckmäßigeres geben als ein mit Möbeln, Vorhängen, Stickerien, Prunkgefäßen, Rippenstücken und Bildern überladenes Wohnzimmer und was Dämmeres als einen Obst- und Blumengarten auf dem Kopfe eines Frauenzimmers? Wahre Kultur entfaltet sich in einfachen, edlen Formen, nicht in einem Trödelmarkt. Und während sich der Wohlhabende von diesem Trödelmarkt erdrückt fühlt, schläft der Bäckerjunge in einem von Schmutz starrenden und von Ungeziefer wimmelnden Bett oder ohne Bett auf dem schmutzigen Fußboden in einer licht- und luftlosen Kammer. Gerade die wirklichen Errungenschaften unserer materiellen Kultur: gut zubereitete, gesunde und wohlschmeckende Speisen, Reinlichkeit, lichte, lustige, weder zu warme noch zu kalte Arbeit, Wohn- und Schlafräume, bequeme Möbel, namentlich bequeme Betten, zweckmäßige Heizvorrichtungen fehlen Millionen nützlicher und nothwendiger Arbeiter, theils, weil sie Hörige von Ausbeutern sind, die ihnen nicht nur das Angenehme, sondern oft auch das Nothwendige versagen, theils, weil ihr Einkommen so gering ist, daß es selbst auf das Nothwendigste nicht reicht, theils, weil sie, verführt durch den Flitterglanz des Trödelmarktes, der sie umgibt, und durch

die Narrheit des „Standesgemäßen“ ihr Geld für unnützen Blunder ausgeben. Weil nicht planmäßig produziert wird zur Befriedigung der Volksbedürfnisse, sondern für den Markt, Das heißt für die Leute, die bezahlen können oder wollen, so ist die Produktion in falsche Bahnen gerathen; sie erzeugt das Ueberflüssige, Unnütze, Schädliche in ungeheuren Massen, das Nothwendige in unzureichender Menge. Hier hat Julius Wolf Recht mit seinem Wort: „Das Leben ist mir durch billigere Nähadeln und Stahlfedern (Streichhölzer, künstliche Blumen, Rippesfiguren, Zeitungen, Pferdebahnen) nicht leichter geworden.“ Die Geheim-, Haarfärbe-, Kindernährmittel, Gesundheitskaffees, Automaten und sonstiger Schwindel bringen den Fabrikanten und Händlern ein Heidengeld; aber wer nie davon Gebrauch macht, häßt nicht ein Atom wahrer Behaglichkeit und echten Lebensglückes ein.

Einen großen Theil der Industrie kann man geradezu als ein Schmaroger- gewächs bezeichnen. Namentlich den gar nicht unbeträchtlichen, der der Reklame dient durch Anfertigen von Plakaten, Inseraten u. s. w. Zur Uebermittlung der Produkte an die Konsumenten würde ein Zehntel der Personen hinreichen, die jetzt im „Geschäft“ thätig sind. Neun Zehntel haben nicht den Zweck, die Verbraucher zu versorgen, sondern den, im Dienste der einen Unternehmer den anderen die Kunden abzujaugen. Alle Handlungreisenden sind überflüssig. Neun Zehntel aller Inserate sind überflüssig, denn der Kaffee von Müller ist eben so gut wie der von Schulze, und was Dieser sonst Alles hat, sehe ich in seinen Schaufenstern. Welche Unmasse von Reklamen, Katalogen und anderem unnützen Zeug wirft man unbesehen in den Papierkorb! Darunter Lotterieloose und die Duzende von gedruckten Mahnbrieffen, die der Händler nachschickt. Ich glaube, so ein Hallunke beschäftigt für sich allein schon eine kleine Druckerei, — nur zu dem Zweck, die vernünftigen Leute zu belästigen und die Dummen hineinzulegen. Auch die Hälfte der Dienste, welche die Post, Eisenbahn und Straßenbahn verrichten (Ansichtspostkarten, Reklamebeförderung, sinnlose Vergnügungsfahrten) würde besser unterbleiben. Dazu rechne man die überflüssigen Kneipwirths, namentlich die mit Damenbedienung, die Agenten, die Stellenvermittler, die Polizisten, die in Versammlungen herumlaufen, um durch Denunziationen dem Steuerzahler Prozeß- und Gefängnißkosten zu verursachen und rechtschaffene Arbeiter zu Grunde zu richten, die Tausende von überflüssigen Bureaokraten, die mit ihrem unnützen Geschreibsel und Befrage, mit ihren Verordnungen und Reglementirungen den lammfrommsten Spießbürger toll zu machen im Stande sind, die Penelopenarbeit der Gesezmacher und die Publizistik! Die größere Hälfte aller Zeitungartikel ist theils überflüssig, theils schädlich. Welcher Vernünftige las und liest Dreyfußartikel! Wie werthlos sind die meisten Telegramme und welche Arbeit machen sie! Ich selbst würde ein nützlicheres Glied

der Gesellschaft sein, als ich bin, wenn ich nur den vierten Theil von Dem schreibe, was ich schreibe; aber wenn Einer vom Schreiben leben muß, so heißt: schmieren, wie man Stiefel schmirt. Endlich das vielverzweigte Spekulantenthum und die eigentliche Hochstaplerei! So sieht ein großer Theil des „Mittelstandes“ aus, der Niquels Kassen füllt und die Sozialdemokratie lahmlegt.

Daß aber die Besoldung oder der Arbeitslohn oder Geschäftsgewinn zwar nicht ganz allgemein, aber in der Mehrzahl der Fälle im umgekehrten Verhältnis zur Nützlichkeit und Nützlichkeitsleistung der Arbeit oder Verrichtung steht, braucht nicht ausgeführt zu werden; Jeder sieht es und erfährt es täglich. Auf einen sehr merkwürdigen Umstand muß jedoch noch besonders hingewiesen werden. Weil es außerhalb der Beamtenhierarchie an jeder vernünftigen Leitung fehlt, bei der Besetzung der Arbeitsstellen wie bei der Zumeßung des Lohnes, darum gelangen zu den angenehmsten und zugleich einträglichsten Stellen nur Solche, die entweder durch ihre Geburt im sozialen Lotteriespiel 100 Points voraus haben oder die durch Rücksichtslosigkeit und Schlaueit an die Sonnenseite gelangen. Die schwierigsten und unangenehmsten Arbeiten werden auch dann, wenn sie die allernothwendigsten sind, Denen zugeschoben, die nichts Anderes finden. Das Ein- und Ausladen und das Heizen der Dampfkessel der Schiffe sind Arbeiten, die zu den unentbehrlichen Grundlagen der heutigen Gesellschaft gehören. Man sollte also glauben, die Leute, die Das besorgen, müßten eben so wie z. B. die Zollbeamten jahraus, jahrein besoldet werden, gleichviel, ob es Arbeit für sie giebt oder nicht. Statt Dessen verläßt sich die Gesellschaft darauf, daß es stets Unglückliche geben wird, die jede Arbeit unter jeder Bedingung annehmen müssen, zahlt die Schauerleute an den Tagen, wo sie sie braucht, und läßt sie an den übrigen fasten, macht zur größeren Bequemlichkeit unnützer Weltenbummler den Dienst im Maschinenraum der Dzeandampfer zu einer Hölle, mit der verglichen die Arbeit der antiken Ruderklaven ein Vergnügen war, so daß ihr selbst der geduldige und fählose Chinese durch einen Sprung ins Meer entflieht, und besoldet alle diese nothwendigen Personen elend. Ähnliches gilt von den Erd- und Wasserarbeitern und den Kloakenreinigern. Dem Stifter der englischen Landarbeitervereine, Joseph Arch, entgegnete einmal in einer Volksversammlung ein Geistlicher, das Gesetz von Angebot und Nachfrage gestatte keine höhere Lohnzahlung. Arch erwiderte: Eben lese ich, daß für die Frauen und Kinder der stellenlose Pfarrovikare gebettelt wird, deren es ein paar Tausend giebt; unterwerft das Predigtamt dem Spiel von Angebot und Nachfrage und wir kriegen, wenn wir einen Prediger haben wollen, genug Männer, wie Du einer bist, um sieben Shilling die Woche.

Und was das Allertollste ist: während es im Ueberfluß aller Güter an nichts fehlt als an Arbeit, in dem Grade fehlt, daß die Schiffe der Europäer

an allen Küsten herumfahren, um mit ihren Kanonen alle schwarzen und gelben Menschen zum Opiumessen, Branntweinsaufen, Hosentragen und Kulturplunderverbrauchen zu zwingen, lassen sie daheim die Weiber und Kinder den Männern in der Erwerbsarbeit Konkurrenz machen und schinden Tausende von Kindern durch Arbeit zu Tode. Ich rufe es seit zehn Jahren in die Welt hinaus, daß die Kindererausbeutung ein Schand- und Brandmal unserer heutigen Kulturwelt ist, mit dem sich kein früheres Geschlecht und kein Volk von Barbaren je befleckt hat, und ich freue mich, zu sehen, daß die Saturday Review, die von meinem Dasein keine Kenntniß hat, von Zeit zu Zeit das Selbe sagt. So wurde in diesem Blatt neulich die Niedertracht gezeigelt, daß Tausenden von Kindern ihre ganze Jugendzeit zur unerhörten Qual gemacht wird, damit der Philister um einen Penny sechs Schachteln Streichhölzer bekomme; als ob es nicht absolut gleichgiltig fürs wahre Menschenglück wäre, ob das Stück oder das Duzend zwei Pence kostet! Und damit das Zeug um diesen Preis verkauft werden könne, muß der Fabrikant die leeren Schachteln um twopence farthing (20 Pfennige) das Groß bekommen. Und diese Schachteln werden eben von Kindern gemacht. Und so mit vielen anderen Waaren, wie künstlichen Blumen, Stidereien, Geweben. Da lobt nun die Dame, die shopping gegangen ist, die reizenden wohlfeilen Säckelchen bei Meyers. „Wohlfeil sind sie, ja, schmutzig wohlfeil; kosten sie doch weiter nichts als das Lebrn kleiner Kinder!“ In England steht es freilich in dieser Hinsicht schon seit hundert Jahren und auch heute noch schlimmer als bei uns. Nach der Nummer der Saturday Review vom neunzehnten November 1898 besuchen zwanzig Prozent aller englischen Kinder die Schule sehr unregelmäßig oder gar nicht, weil sie zur Erwerbsarbeit gebraucht werden. Ueberhaupt darf man die seit 1850 allerdings eingetretene Abnahme des Pauperismus in England nicht überschätzen. Nach der Schrift, die Sidney Webb zum Jubiläum der Königin herausgegeben hat, machen die Paupers heut zwar einen kleineren Prozentsatz der Arbeiterschaft aus als 1839, absolut aber ist ihre Zahl noch gestiegen.

Endlich sind unter den heutigen Umständen der Militarismus und Marinismus ganz unnatürliche Mittel, Arbeitgelegenheit zu schaffen. Würden die Soldaten, die Kriegsschiffe, die Kanonen zu Dem gebraucht, wozu sie da sind, nämlich zum Kriegsführen, so wäre dagegen nichts einzuwenden; die Ausrüstungsgegenstände würden ein Bedürfniß befriedigen. Aber die Soldaten, Schiffe und Waffen zur Verhütung des Krieges zu gebrauchen, ist eben so lächerlich wie unnatürlich. So sehr auch — trotz Sozialdemokratie und Friedensliga — nicht nur die Köchinnen, sondern die Völker in das Militär verliebt sind, werden die Regirungen ihre Komödie nicht in Ewigkeit fortspielen können; denn auch der Dummste wird mit der Zeit begreifen, daß das einzige Mittel zur Erhaltung des Friedens nicht die Vermehrung, sondern die Abschaffung des Militärs ist

Neapolitanische Wohlthätigkeit.

I più potenti sono il papa il re e chi non tiene niente: so lautet ein altes italienisches Sprichwort. „Niemand ist mächtiger als Papst, König und Bettler.“ Hinter dem rührenden Ton und der beweglichen Klage des italienischen, zumal des neapolitanischen Bettlers lauert immer Etwas wie das Bewußtsein eines Rechtes auf die Forderung. Der Andere ist reich und er ist arm, also hat der Andere mit ihm von Gottes und Rechts wegen seinen Ueberfluß zu theilen. Und nicht nur der Almosenempfänger auf der Straße, der simulirende Krüppel an der Kirchenthür denken so; die selbe Ansicht, das Recht auf einen Tribut zu haben, erstreckt sich bis in Kreise, die bei uns ein öffentlich angebotenes Trinkgeld empört zurückweisen würden.

Als ich zum ersten Male an der Kasse von San Carlo in Neapel von dem Herrn, der in hohem Gut und Gehrock seines Amtes waltete, für theures Geld ein Billet erstand, bekam ich von ihm, nachdem er das Geld abgezählt hatte, in fast befehlendem Tone zu hören: „Und für mich?“

Ich meinte, ich hätte zu wenig bezahlt, und legte noch einen Vira-Schein hin. „Grazio!“ sagte er nachlässig und strich das Geld ein. Später erkundigte ich mich und erfuhr, daß Dies so Sitte sei; allerdings gab ich ihm, wenn ich wieder ein Billet holte, keine Vira mehr: mit einigen Kupferfolbi war er auch zufrieden.

Viele Nachkommen der schweizerischen Niethsoldaten in Neapel, die meistens Neapolitanerinnenheiratheten, leben heute noch nach Generationen von der Wohlthätigkeit der schweizerischen Hilfsgesellschaft; Arbeiten: Das fällt ihnen nicht ein.

Wie die Zugvögel durchziehen im Herbst die deutschen Fiedelbrüder und und Handwerksburschen die ganze Halbinsel, von Verein zu Verein sich durchbettelnd. Den Wenigsten liegt daran, beschäftigt zu werden; sie wollen das Land der Goldorangen kennen lernen, nach dem die Sehnsucht den Deutschen immer und immer wieder treibt. Man trifft sie auf dem Besud, wo sie in Lumpen gehüllt, aber glänzenden Auges auf die Wunder des sonnigen Golfes blicken, in Pompeji und an allen klassischen Stätten. Sie werden von den Behörden zurückbefördert, nachdem man ihnen im deutschen Krankenhaus die wunden Füße geheilt und sie von Ungeziefer befreit hat. Wunderliche Käuze unter diesen zerlumpten Gesellen; Mancher, der später einmal als ehrsamer Rentner enden wird. Bucklige und Verwachsene; ja sogar Einen, der auf einem Stelzfuß das ganze Land durchwalzt hatte, habe ich kennen gelernt.

Auch die einheimische Armenpflege liegt meist in privaten Händen. Staat und Gemeinde leisten wenig. Aber die Wohlthätigkeit ist in Italien, besonders im Süden, hoch entwickelt.

Berschiedene Faktoren tragen dazu bei. Vor Allem die angeborene Gutmüthigkeit des Volkes, sein tief eingewurzelter Familiensinn und seine fast abgöttische Liebe zu den Kindern. Wer mit offenen Augen und mit Sinn für das lebendige Leben, nicht nur für die „Eternen“ im Paedeker, durch die Straßen von Neapel wandert, sieht überall, wie die Leute einander mittheilig aus-

helfen und unterstützen, wie selbst der Arme noch dem Kernsten giebt, wie die Frauen sich fast darum streiten, welche von ihnen dem hungernden Säugling der kranken Nachbarin die Brust reichen darf, wie sie dem blinden Bettler sorgsam den Solbo auf sein Tellerchen legen. Und sie wissen vielleicht sogar, daß Alles Verstellung ist und daß dieser Blinde in einem anderen Stadtviertel den Lahmen spielen wird, bis er genug eingeheimst hat, um Alles auf einmal beim Tocco-Spiel zu wagen. Es ist ein armer Teufel, denken sie, — und Wohlthun wird von der Madonna belohnt. Diese religiöse Vorstellung, die Hoffnung auf Belohnung, und ein tief eingewurzelter Aberglaube bilden die ergiebigste Quelle der Wohlthätigkeit.

Um die Madonna und die Heiligen günstig zu stimmen, ist kein Opfer zu groß; und eine Neapolitanerin wird eher hungern und frieren, als daß sie das Oellämpchen vor dem Muttergottesbilde in ihrem Wohnzimmer ausgehen ließe.

Etwas unendlich Rührendes hat der Madonnenkult — diese Anbetung der schönen „blonden Frau“ —, denn blond stellen die dunklen Kinder des Südens sich die „santissima madre“ vor. Mit ihr plaudern sie, ihr tragen sie alle großen und kleinen Leiden vor und behängen und schmücken sie mit Spenden und buntem Zierrath. Für besondere Wünsche und Anliegen gehen sie zu der Madonna, deren Spezialität die Erfüllung der besonderen Bitte ist. Jedes Stadtviertel, jede Straße fast hat eine eigene Madonna und jede davon hat ihren besonderen Wirkungskreis und ihr Spezialfach. Vom schwächigen Arzt, dem armjähigen Bettlerin, vom gestohlenen Goldschmuck des Gauners steigen die Gaben bis zum gesammten Vermögen, bis zum Leben der Tochter oder des Sohnes, das unbarmherzig dem Klostergelübde geweiht wird, wenn die Madonna den vorgetragenen Wunsch zufällig erhört hat.

Am Schönsten ist das uralte Blumenopfer von Torre del Greco.

Aus Blütenstaub streuen sie dort prächtige Gemälde auf den Fußboden von drei oder vier Kirchen; das ganze Jahr hindurch wird dazu Material gesammelt. Für jede Kirche wird Jahr um Jahr ein anderes Bild, eine Nachbildung nach Raffael oder Correggio oder nach einem anderen berühmten Maler, geschaffen. Diese Nachbildung nimmt dann die ganze Fläche des Kirchen-Inneren ein und ihr fein abgestimmter Rahmen klingt über die Altarstufen hin bis zu der von Gold strotzenden Decke, die vom Altarbilde herabhängt. Die feinsten Ton- und Schattenströmungen kommen zum Ausdruck und manchmal hat man wirklich einen rein künstlerischen Eindruck. Wenn nicht die Nachdrängenden rücksichtslos ihr Recht geltend machten, so könnte man sich von dem Sprühen und Leuchten kaum trennen, das von diesen Blumentepichen ausstrahlt. Am Eingang der Kirche ist eine kleine Tribüne aufgerichtet, von der das Bild bequem übersehen werden kann. Zwei Tage dauert die Besichtigung; am dritten wird es der „bellissima Madonna“ geopfert. Die ganze Prozession stampft darüber hinweg, kniet darauf und zerstört in wenigen Augenblicken ein Werk, an dessen Herstellung das ganze Städtchen Monate lang gearbeitet hat.

Der Abend des Festtages wird mit Tollen und Tanzen, mit Trinken und Schmausen gefeiert, damit der Mensch wieder ins Gleichgewicht kommt. Paläste und Thürme, mächtige Triumphbögen und Blumenguirlanden aus bunten Oellämpchen heben sich leuchtend von dem dunklen Himmel ab; dazu prasselt

und knattert das Feuerwerk, ohne das kein Fest am Fuß des Vesubs vollständig wäre. Sie opfern der Madonna und versprechen ihr Vieles, aber für sich selbst wollen sie doch auch immer Etwas haben, die kindlichen Egoisten, sonst wäre die Partie zu ungleich.

Daß in diesem Volke aus Seelenangst oder Dankbarkeit Gelübde und Stiftungen und wohlthätige Anstalten in Fülle entstehen, ist leicht begreiflich. Würden sie alle auch nur annähernd zweckmäßig verwaltet, so könnte die sprichwörtliche „*miseria di Napoli*“ bedeutend gemildert werden.

Eine Engländerin, die einen Kampfgenossen Garibaldi's geheiratet hat, Jessie White-Mario, schrieb vor einigen Jahren ein interessantes Buch über die „*Armuth von Neapel*“. Sie giebt darin an, daß in der Provinz Neapel 8418 Wohlthätigkeits-Anstalten mit einem Kapital von über zwanzig Millionen bestehen; und davon kommen auf die Stadt Neapel allein 349 mit einer jährlichen Einnahme von über sieben Millionen. Also könnte, wenn man hunderttausend Arme auf die ganze Bevölkerung rechnet, eine mittelstarke Familie jährlich beinahe 500 Francs aus diesen privaten Stiftungen beziehen, — bei der Bedürfnislosigkeit und der fast nur vegetarischen Lebensweise des dortigen Volkes eine nicht geringe Beihilfe zum Leben.

Aber ein großer Theil der Einnahmen geräth in unrechte Hände oder wird durch eine weitläufige und anspruchsvolle Verwaltung aufgezehrt, so daß viele dieser Wohlthätigkeitsinstitute sogar mit Defizit arbeiten. Ein ganzer Troß von Verwaltungsräthen und Administratoren, bis hinab zum niedrigsten Angestellten, will selbst erst leben, und zwar gut leben, — sie und ihre Familien und alle ihre guten Freunde.

„*Arricchitovi governori poveri.*“ Bereichert Euch, arme Angestellte: so hat der Volkswitz schon lange die drei Buchstaben A. G. P. (*Avo gratia plena*) im Wappen der Annunziata-Anstalt übersetzt. Die Uebersetzung ist leider nur zu wahr. Erst beziehen die Aufsichtsräthe und die Unmenge der Angestellten — es giebt Anstalten, die auf drei Insassen einen Angestellten besolden — hohe Gehälter und dann giebt es noch viele Nebenwege, auf denen gute Beute gebeißt: die Häuser und Liegenschaften der Stiftungen werden an Verwandte, Bekannte oder ihre Strohänner billig verkauft oder vermietet, die Miethe wird kaum eingezogen, — und Das sind noch nicht einmal die größten Unterschleife. Alles aber hat ein legales Deckmäntelchen und wird mit schönen Phrasen garnirt. Es sind so viele Hände dabei im Spiel — und mächtige darunter! —, daß es schwer ist, die Kette zu durchbrechen und dem Luderwesen auf den Grund zu kommen. Fast mehr Leute leben vom Vertheilen der Wohlthaten als von den Wohlthaten selbst. Das beste Beispiel hierfür ist das berühmte Armenhaus von Neapel, das „*Real Albergo del Poveri*“ oder „*Reclusorio*“. Es wurde im Jahre 1751 von Karl dem Dritten gegründet; der eigentliche Begründer war aber der berühmte Pater Rocco, der Selbe, der, um der Stadt eine Straßenbeleuchtung zu geben, überall Madonnen- und Heiligenbilder anbringen ließ, die von den Frommen mit Lichtlein und Lampen verziert und abends erleuchtet wurden. Arm und Reich steuerte zu dem Unternehmen bei, Papst Benedict XIV. unterdrückte elf Klöster, um ihr Vermögen der neuen Stiftung zuzuwenden, und fünfundsiebzig Jahre währte der Bau, der Millionen verschlang und bis heute nicht fertig geworden ist. Zu

Anfang dieses Jahrhunderts beherbergte die Anstalt die verschiedensten Elemente: Waisenkinder und öffentlichen Dirnen, Vagabunden und Arbeitsfähige. „Im Jahre 1831“, schreibt der frühere französische Consul Pellet in seinem Buch *Naples contemporains*, „verspögte das *Albergo dei Poveri* — und zwar sehr schlecht — fünftausend Pensionäre, den Abschraum der Provinz. Im Jahre 1860 revoltirten die viertausendachtshundert Insassen, darunter zwei Drittel Weiber, weil der Hunger sie zur Verzweiflung trieb, im Jahre 1875 war die Zahl der Insassen auf zweitausend zurückgegangen, bleiche und ausgehungerte Gestalten, trotz einer jährlichen Ausgabe von 1238 000 Francs. Dafür zählte das Armenhaus aber auch nicht weniger als siebenhundertundzwanzig Angestellte.“

Noch übler wurde und wird im Waisen- und Findelhaus *Santa Annunziata* gewirthschafet. Im toskanischen Krieg 1322 waren zwei neapolitanische Adelige, Brüder aus der Familie *Capece-Scondito*, gefangen worden. Sie versprachen der Heiligen Jungfrau, eine Kirche und ein Krankenhaus zu ihrer Ehre zu bauen, wenn sie wieder frei würden, und hielten ihr Gelübde. Eine Valenbrüderschaft, die sich aus den ersten Familien der Stadt rekrutirte, übernahm Pflege und Leitung des *Annunziata*-Krankenhauses; und am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts hatte es schon eine Rente von zweihunderttausend Thalern. Allein von den beiden alten Familien der *Caraffa* und *Caracciolo* ward es in mindestens vierzig Testamenten mit Schenkungen bedacht. Das jetzige Einkommen übersteigt sechshunderttausend Francs. Schon die Stifter hatten der Hauptanstalt ein Waisen- und Findelhaus angegliedert. Die „*figlie della Madonna*“ — so nennt das Volk die dort aufgezogenen Mädchen — werden bei der Verheirathung ausgestattet und der Glaube herrscht, daß sie Glück bringen. Am Tage der Verklärung ist das Waisenhaus geöffnet und die Heirathlustigen halten Brautschau. Wenn die Auskunft, die die Administration über den Freier einzieht, günstig lautet, wird die Heirath alsbald vollzogen.

Freilich, wenn die Sterblichkeit im Findelhause nicht geringer wird, so dürften solche Heirathen selten werden. Im Jahre 1895 starben alle 856 in dem selben Jahr aufgenommenen Kinder.

Als diese Thatsache bekannt wurde, ging ein Schrei der Entrüstung durch die Presse und es schien, als ob ein fürchterliches Strafgericht über die Schuldigen hereinbrechen sollte, besonders, als der Bericht der Untersuchungskommission neben Unterschleifen und Nachlässigkeiten vor Allem hygienisch unglaubliche Vernachlässigungen zu Tage förderte. Die Anstalt besoldete statt der vorgeschriebenen neunzehn Aerzte zweiundvierzig, die allerdings zum Theil sich nie sehen ließen und nur den Titel auf ihrer Visitenkarte führten, genügte aber nicht einmal den primitivsten Anforderungen. Milchsterilisation, Reinigung der Saugpfropfen, Absonderung der kranken Kinder von den gesunden: Das waren unbekannte Dinge. Es kam vor, daß einer Amme, die selbst kaum genügend zu essen hatte, drei Säuglinge zur Ernährung übergeben waren, so daß im Volk der böse Witz umging, Männer wären als Ammen angestellt worden. Gestorbene Kinder waren Jahr um Jahr als lebend weitergeführt und die Kosten für sie berechnet worden. Der Bericht schloß mit dem traurigen Bekenntniß: „*Nè vi è alcun motivo per ritenere questo un fatto speciale al 1895*“. Es liege kein Grund vor, das Alles als außergewöhnlich für das Jahr 1895 anzusehen.

Schon die Bourbonen wußten, wie man mit den Einkünften der Wohlthätigkeitsanstalten, der „ricchezza dei poveri“, umzugehen pflegte, und machten vergebliche Versuche, den Mißbräuchen zu steuern.

Das geeinigte Italien nahm diese Versuche auf, ohne ein besseres Resultat zu erzielen. Ein Gesetz vom dreißigsten Juli 1862 stellte alle Wohlthätigkeitsanstalten unter die Aufsicht der Provinzialausschüsse und ein Gesetz vom Jahre 1890 gab dem Ministerium des Innern die Oberaufsicht. Jede Stadt sollte eine Armenkommission haben und die Administration möglichst vereinheitlicht werden. Aber im Jahr 1892 stellte der Bericht des königlichen Kommissars Sarebo von Neuem fest, daß es keine Stadt gäbe, die bei so reichen Wohlthätigkeitseinrichtungen so viele unversorgte und hungernde Arme habe wie Neapel. Daß es seitdem auch nicht besser geworden ist, zeigt die erwähnte Untersuchung von 1896/97. Erst eine Erbschaft, die der Annunziata-Stiftung zufiel und dem Präfecten Gelegenheit gab, Auskünfte zu verlangen, rührte den ganzen stinkenden Brei wieder auf und veranlaßte die Aufsichtsräthe, die Abgeordneten Vazzaro und Simeoni, zu langathmigen Rechtfertigungen. Mit dem ganzen schauspielersischen und oratorischen Geschick des Südländers wurden hier alle Vorwürfe bestritten, der Präfect und der Advokat Perrone aber, der der Untersuchungskommission präsidirt hatte, als Verleumder bezeichnet, die aus persönlichen Motiven den „ehrenwerthen Aufsichtsräthen“ ein Bein stellen wollten.

„Unseren theuren Mitbürgern, denen bekannt zu sein wir uns rühmen können, überlassen wir das Urtheil über die arglistig gehäufte Fälschungen und Verleumdungen“: so schließt mit tiefem Brusten der letzte Rechtfertigungsbrief des Onorevole Signor Deputato Simeoni im „Mattino“, in der selben Zeitung, die anfangs der zornigsten Entrüstung über die Gräuelpöbel ihre Stimme geliehet hatte.

Von diesen lieben Mitbürgern, die als Zeugen angerufen werden, können leider kaum fünfzig Prozent lesen und von Denen, die lesen können, gehören nur allzu Viele selbst der Schmarogersippe an. Mir sagte einmal der Präfect von Neapel, ein Norbitaliener, der später Minister wurde, auf meine Frage, ob nicht der Zugang zum deutschen Krankenhaus verbessert werden könne und weshalb alle darauf gerichteten Eingaben unberücksichtigt geblieben seien, „er sei ohnmächtig; bis die Sachen an ihn kämen, seien sie längst durch die Clique abgemacht und er könne bloß unterschreiben.“

Man würde trotzdem festsehen, wenn man das ganze Volk nach der Korruption seiner Politiker und Beamten beurtheilen wollte, wie so viele unserer nordischen Italiensfahrer, vor Allen die kurzathmigen Rundreisenden, zu thun pflegen. Auf sie paßt Nießsches Wort: „Und Andere giebt es, die kommen schwer und Knarrend daher, gleich Wagen, die Steine abwärts fahren: Die reden viel von Weisheit und Tugend, — ihren Hemmschuh heißen sie Tugend!“

Italien hat eine Verfassung, in die das Volk noch nicht hineingewachsen ist; sie legt sich um seine alten trägen Gewohnheiten wie ein zu weites Kleid. Aber die Politiker und Streber wissen sie auszunützen, sich hüsch warm darin einzuwickeln und sich dem Volk in einer schönen Pose zu zeigen. Sie kennen seine Begeisterungsfähigkeit und seine angeborene Freude an der schönen Form. In welchem Lande sonst wäre es möglich gewesen, daß, wie hier, der Dichter Gabriele d'Annunzio von hungernden Bauern zum Abgeordneten gewählt werden konnte?

Aber seine Rede klang so prächtig und voll, so musikalisch und stolz, „daß sie eingedenk sein sollten der uralten Schönheitmission Italiens“, — und die hungernden Bauern wählten ihn.

Von der Schönheit können natürlich die armen Teufel nicht leben und der italische Staat hat dringendere Missionen zu erfüllen. Die Lage der Landbevölkerung vor Allem ist Mitleid erregend und zwingt Hundertausende jährlich zur Auswanderung. Das Pachtsystem der Latifundien mit seiner rückstichtlosen Erpressung lastet schwer auf dem kleinen Bauern, dem *contadino*. Der Eigenthümer lebt in seinem Palazzo in der Stadt, sein Großpächter, ein „*signore*“ wie er, wirthschaftet auch nicht selbst, sondern vertheilt den Boden an Unterpächter und erst diese geben ihn an den wirklich arbeitenden Kleinbauer ab, der die ganze Bestellung leistet und dafür ein Viertel des Ertrages erhält. Ohne Maschinen und Arbeitskräfte kann er kaum die Hälfte des ertragsfähigen Bodens anbauen, der Rest liegt brach und verodet, — und der Bauer kommt aus Hunger und Schulden nicht heraus. Ein gut Theil des berücktigten *Brigantaggio* läßt sich aus diesem sozialen Elend erklären. Trotzdem wählten diese Bauern einen Dichter in das Parlament. Das ist ganz sicher unpraktisch, — aber es ist die alte Kultur, die nicht gestorben ist, die selbe, die uns den stolzen Gang des Bettlers erklärt und die größte Armbewegung der Wäscherin, die ihre Lumpen am Ufer auswindet, als ob eine Königin Perlen austreute.

Bei aller Leidenschaftlichkeit ist das Volk gutartig, geduldig und arbeitfam, obgleich es natürlich auch Doren genug giebt, die vom Spielen und Stehlen leben möchten, wie die „*Merodebrüder*“ im „*Simplicissimus*“. Das Volk ist intelligent, vor Allem jedoch höflich und gewandt in der Form und voll künstlerischen Empfindens. Die „*bellezza*“, die Schönheit, ist ihm fast gleichbedeutend mit der Güte. Lügnerisch sollen die Neapolitaner sein und Betrüger? Viele Lügen zeugt nur die Höflichkeit und ohne Höflichkeitlügen kommen auch wir im Verkehr nicht aus, obgleich wir uns für so viel besser halten.

Wie viele Güte und Selbstgerechte werden die Hände über ihren kahlen Köpfen zusammenschlagen, wenn man ihnen sagt, daß Betrug und Täuschung da unten häufig „ein Spiel des Scharfsinns und Witzes“, ein Turnier der Klugheit ist, das sich in Sachen auflöst, wenn die Masken gelüftet werden. Nicht gegen vernünftige Erziehung eifere ich, aber dagegen, daß man sich über und über mit Bildung behängt und selbstgefällig damit raffelt, ohne daß sie in das Wesen einbringt, — wie die Wilden sich mit Glasperlen und Muscheln und bunten Streifen behängen und ihre Körper verrenken, damit das glitzernde Zeug auch ordentlich im Licht nach allen Seiten funkeln möge . . .

Der Italiener und vor Allem der Neapolitaner hat kein Verhältniß zur Natur. Es ist ihm unverständlich, wie man zu Fuß wandern kann, wenn man nicht muß; er schüttelt den Kopf, wenn wir aus Vergnügen auf den Bergen herumklettern und dem Meer mit „seiner beweglichen Schlangenhaut“ traut er schon gar nicht. Er ist oft auch grausam gegen Thiere. Das sind vielleicht antike Ueberlieferungen. Aber er lächelt manchmal auch mit Recht über unsere billige Sentimentalität, die, sobald es sich um den Geldbeutel handelt, still abschwenkt. Auf Capri kam ich einst dazu, als ein Fischer einen kleinen Käfig mit Singvögeln zum Verkauf ausbot; „sie seien sehr schwachhaft“ sagte er. In idealem

Born und flatternden Regenmänteln kamen da zwei Deutsche auf ihn zu und ergossen alle Schimpfwörter, die sie aus dem „Kleinen Meyer“ gelernt hatten, über ihn: „Das sei eine Schande und eine elende Grausamkeit, er sei eine ‚bestia‘, ein ‚porco‘, und müsse die Vögel fliegen lassen, denn sie seien nützlich und fängen noch dazu“. Der Mann von Capri meinte lächelnd, sie möchten ihm für das Stück zwei Soldi geben oder einen, dann wollte er sie fliegen lassen; er habe nun einmal die Mühe gehabt und würde sie sicher loswerden; auch habe er das Geld nötig. Aber die edlen Thierfreunde drehten sich schimpfend um und entfernten sich. Und der Fischer schaute ihnen verwundert nach, er verstand ihre Logik nicht.

Oft kann man in Neapel hören, wie wenig die Leute von der „Italia unita“ erbaut sind, und man kann ihnen diese Stimmung nicht ganz verdenken. Die größte Stadt Italiens sank durch die Einigung zu einer verkümmerten Provinzstadt hinab. Von Karl von Anjou bis auf die spanischen Vizekönige und die Bourbonen war versucht worden, aus Neapel einen großen Mittelpunkt zu machen. Mit dem Jahre 1860 war Das plötzlich zu Ende; die Eisenbahn zwischen Nord und Süd lief längs der adriatischen Küste, der große Getreide- und Fruchthandel zog sich nach den kleinen Häfen von Torre-Annunziata und Castellamare und außerdem konkurrierte das ausländische Getreide mit der einheimischen Ernte. Vor dem Jahr 1860 zahlte man 15 Francs Kopfsteuer, im Jahr 1868 schon 45; der hohe Stadtzoll vertheuerte die Lebensmittel um das Dreifache; die Löhne sind um die Hälfte niedriger als im übrigen Italien, die Wohnungen aber viel theurer. Selbst über Verbesserungen, die die neue Ordnung gebracht hat, beschwert sich das Volk, weil es aus seiner schmerzlichen Ruhe aufgeschreckt wird; denn Neapel ist ungefähr das Gegenstück zu einer „Perle der Reinlichkeit“, wie es in der griechischen Zeit genannt wurde. Deshalb ist es auch von nicht weniger als achtzig großen Epidemien seit der römischen Kaiserzeit heimgejagt worden. Die letzte verheerende Choleraeuche vom Jahr 1884 hatte wichtige sanitäre Maßregeln im Gefolge. Man führte der Stadt das ausgezeichnete Trinkwasser des Serino zu und das „Risorgimento“ sorgte für neue gesundheitlich gut eingerichtete Quartiere und für die noch im Bau befindliche Kanalisation, deren großartiger Plan leider nicht ganz durchgeführt worden ist. Wenn sie fertiggestellt sein wird und auch die dreitausend Kühe und vielen Tausend von Ziegen, die täglich die Stadt durchziehen, durch eine bessere Milchversorgung abgeldet sein werden, dann werden auch die miasmatischen Fieber und der tödtliche Typhus weichen, die jetzt noch immer eine ständige Gefahr, besonders für den Fremden, sind. Zu einer „Perle der Reinlichkeit“ wird die schöne Stadt am Vesuv zwar wohl nie mehr werden, gebessert aber könnte Vieles schon dadurch sein, daß der „Reichtum der Armen“, die großen Revenuen der Wohltätigkeitsanstalten, seiner Bestimmung wirksamer zugeführt würde. Es gilt, das Elend und das Verbrechen aus den dumpfen Kellern und Schlupfwinkeln der „Bassi“ und „Vicoli“ auszusuchen, in die nie ein Sonnenstrahl dringt. Und was ist Neapel ohne Sonne?

Neapel.

Dr. Karl Graefter.



Im neuen Heim.

Wer es ist, der mir sagt: „Hier darfst Du nun eine lange Weile bleiben und ruhen und in Rnth und Schönheit schassen“, weiß ich nicht. Aber es ist Einer da, der mirs sagt. Und ich lausche mit innerem Dank der heimlichen Stimme, die mir davon spricht, daß nun die mühsame und ermüdende Zigeunerei durch fremde Mietwohnungen vorläufig ein Ende erreicht hat. Nie noch hatte ich es so eilig mit dem Aufstellen und Anheften meiner lieben Erinnerungen wie diesmal. Von den Wänden grüßen sie mich und auf den Simsen steht manches freundliche Stück, das mir von lieben Menschen erzählt und von den Tagen, da meine Jugend noch das Fest der Hoffnung feierte und überschäumte von muthiger Sehnsucht.

Es ist Einer da, der mir die Sicherheit giebt im neuen Heim. Sehe ich links zu meinem Fenster hinaus, so frage ich: Ist's der ansteigende, von einem dichten Zaun bekrönte Wiesenhang, der mir jede Aussicht, einem zudringlichen Auge aber auch jede Einsicht verwehrt? Und sehe ich rechts zu meinem Fenster hinaus, wo die Strahlen der Morgensonne durch dichtes Tannengrün spielen und der Wind leise durch hohe Wipfel rauscht, so frage ich: Kommt von Euch diese Ruhe und wohlthuende Beschlossenheit?

Ich weiß nicht, ob Andere dieses Gefühl auch kennen. Und das Gegengefühl der Heimathlosigkeit? Aus dem Wort allein schon tönt mir ein namenloses Elend entgegen. Die Erde ist die Heimath der Menschheit. Aber nur ein Stücklein dieser Erde kann die Heimath eines Menschen sein, — die Heimath, wo jeder Stein ihm bekannt ist, jeder aus dem Boden lugende Keim von seinem Auge entdeckt wird, jeder Baum und jede Blüthe am Baum ihm ein Freund wird, mit dem er Zwiesprache halten kann. Was macht denn unsere Kindheit so schön? Was füllt sie mit jenem Reichthum aus, von dem wir manchmal ein ganzes Leben zehren? Was anders als das Zusammenwachsen all unseres Lebens mit dem Orte und seinen Aeußerlichkeiten? Da giebt es doch keine abstrakten Erinnerungen, sondern ein lebendiges Bild steht vor uns, so genau, so farbig und frisch, daß wir es malen könnten. Wie oftmals streiche ich mit meiner Geispelin durch Engels Garten und verstecke mich in den Lavagrotten, durch deren künstliche Durchblicke aus der Tiefe ein hellgrünes Wasser schimmert! Wie oft stehe ich mit meinen Kameraden auf der Birkenbrücke und sehe in dieses Wasser hinab, wo mit dem Schwanz schlängelnde Salamander unsere Jagdlust erwecken! Und der Fuchspüß, an dem ich mit dem Hubert den Lederstrumpf las, wo wir Indianerschlachten lieferten, wenn uns die Phantasie durchging und uns mit dem Geheul der Wildniß und dem Gebrüll der Freiheit gegen einander trieb! Und der Krebsfang im mariensforster Bach! Jeden Stein sehe ich, ich rieche heute noch das Duftgemisch von Krauseminze und Pfefferminze und Thymian, das dieses Bachthal erfüllte, jeden Lämpel sehe ich noch, in dem das Wasser sich staute, und ich höre das Geschrei, wenn statt des gesuchten Krebses ein fetter Frosch dem aufgedeckten Schlupfwinkel ent schlüpfte! O, und die Maiflöthenzeit in der „alten Bach“! Die Drachenzeit im Dürrens Feld! Die heimlichen Rauchgesellschaften am Berg! Die Schlittschuhzeit auf der Bleimar, in Mariensforst, im Wendelsbüdis Garten, an der friesdorfer Dampf mühle! Da giebt es keine

Erinnerung, bei der sofort nicht Farben und Frische mit auftauchten. Und einmal hatten wir etwas ganz Besonderes gemacht. Zur Frohnleichnamsprozession hatten wir Körbe voll Kornblumen gesammelt. Vor unserem Hause sollte der schönste Blumenteppich die Straße zieren. In der Mitte ein blauer Kornblumenteppich und der Rand sollte von Pfingstrosenblättern sein. Wir drei Brüder schreiten andächtig in der Prozession; da auf einmal springt der Herrmann heraus, rennt vor zu unserem Thor, und wie er sieht, daß nicht nur der Pastor mit dem Allerheiligsten über unsere Blumen wandelt, sondern auch die den „Himmel“ tragenden, rothbeschräpften Männer, da hielt er seinen Unmuth nicht mehr zurück und plakte heraus: „Die Saufersls gohn och dröwer!“ Unser ganzer schöner Teppich war ruinirt, zertreten, zerstampft, zerwühlt, als die Prozession vorüber war, denn es gab da Buben, die sich eine Freude daraus machten, durch die ausgestreuten Blumen zu schleifen, wie man im Walde oft zur Herbstzeit durch das gefallene raschelnde Laub schleift. Aber wir hatten sie uns notirt für den anderen Tag in der Schule; da sollten ihnen die Knie schon gelenkig werden und die Füße vom Boden kommen, wenn wir mit unseren frischen Haselnußjuschken ihnen um die Schienbeine setzten!

Wie sich diese Rachegefinnung mit der Andacht am Frohnleichnamstage reimte: Das wäre vielleicht einer sehr eingehenden psychologischen Untersuchung werth. Allein ich verzichte darauf, in dem Bewußtsein, daß sich in der Kindheit gar Manches reimt, was sich später im Leben absolut nicht vertragen will. Und ein zweiter Umstand hält mich davon ab; daß mir trotz meinen vierzig Jahren die Zeit der Reue immer noch nicht kam. Ob sie jemals kommen wird? Hoffentlich nicht!

Einmal hatte ich ein Heim. Ich weiß es, wenn ich meine Erinnerung befrage. Aus ihr heraus grünt und blüht es mir heute noch immer. Und da ich fähle, wie arm mein Leben wäre, fehlte ihm diese Wunderperspektive, so geht nun all mein Sehnen dahin, meinen Kindern ein Heim zu schaffen. Das ist ein Dichterwunsch. Und müssen Dichterwünsche immer Lustschlösser sein und bleiben? Fast scheint es so. Aber trotzdem verzage ich nicht. Denn wer verzagt, ist kein Dichter.

Wohlan denn, ich verzage nicht; und da ich es nicht thue, habe ich die Kraft, auch Anderen Muth zu machen, und so will ich hier Etwas erzählen, — eine einfache, gar nicht komponirte und nicht abgeschlossene Geschichte.

Unterdhalb Jahre mag es nun sein, daß ich von Paris aus auf einen deutschen Arbeiter aufmerksam gemacht wurde, der da hinten, tief in der Oberlausitz, versucht, mit eigenem Denken sich durch die Probleme des Menschenlebens überhaupt und unserer Zeit im Besonderen hindurchzusteuern. Zu ihm war die Kunde gebrungen von der sich in Paris vorbereitenden Bewegung zu einem Menschheitkongreß, der im Jahre 1900 bei Gelegenheit der großen Weltausstellung zusammentreten soll. Und das Interesse, das er, wie ich, an dieser Bewegung nahm, sähete ihn mit mir zusammen. So gewann ich einen Maurer zum Freund. Gleich der erste Brief, den ich von ihm empfang, machte großen Eindruck auf mich, — gerade durch den enormen Gegensatz zwischen Dem, was da zum Ausdruck gelangen wollte, und der hilflosen und eckigen Form, wie sich Alles aussprach. Aus verschrobener Prosa fiel der Mann in Verse; und so ungelent und unbeholfen diese auch waren, zeigten sie dennoch, daß Rhythmus, Reim-

Klang und Klangreim hier als eine direkte Nothwendigkeit von dem hoch schlagenden Herzen empfunden wurden. Die vernachlässigte Schulbildung war nicht mehr nachzuholen, aber vielleicht konnte es gelingen, den Mann durch Verweisung an hervorragende Werke unserer Literatur allmählich in der Ordnung seiner eigenen Gedanken und ihrem Ausdruck etwas weiter zu bringen. Ich versuchte es; aber langsam nur geht es damit vorwärts, denn mein Freund ist Maurer. Er muß den Tag über schwer arbeiten, um seine große Familie nothdürftig zu erhalten; zudem ist er kränklich und vermag schwere Arbeiten nicht mehr zu leisten. Wie er mir schrieb, stammt er von schlesischen Webern aus dem Landeshutischen und die Mutter starb an der Lungenschwindsucht. Von seiner Frau her zieht sich ein Faden der Verwandtschaft aus ehemaligen Bürgerkreisen, ja aus adeligen Kreisen zu ihm hin. Aber „meine Frau hatte schon als Kind — sie ist die Jüngste von dreizehn Geschwistern — den kleinbürgerlichen Stand nicht mehr kennen gelernt, weil die Familie verarmt war.“

Seit seiner Dienstzeit kränkelte mein Freund. Dann kam schwere Lungen- und Rippenfellentzündung und brachte ihn ins Krankenhaus. Vier drängte sich an dem aus der katholischen Kirche Ausgeschiedenen ein evangelischer Pfarrer heran und suchte ihn für die evangelische Kirche zu „retten“. Ohne dauernden Erfolg. Willig zur Arbeit, aber in Folge der Krankheit gehindert, mit den allerbesten Zeugnissen versehen, die ihm doch nichts halfen, da er überall abgewiesen wurde, sah sich der Mann mit seiner Familie dem grauenhaftesten Elend preisgegeben. Da griff er zur Bibel, die ihm seine Pflegerin geschenkt hatte. Er stellte die Bibelsprüche, die in seinem Herzen nachklangen, nach einander zusammen, und Das waren solche, „die doch“, wie er mir schrieb, „die größten Majestätsbeleidigungen und Beamtenbeleidigungen enthielten“. Etwa fünfzig bis sechzig Foliobogen füllte er mit diesen Sprüchen und seinem Kommentar dazu. „Gerade die große Noth und Sorge brachten und drängten mich immer mehr zum Denken.“ Und diese sämtlichen Schriftstücke schickte mein Freund nun einem Diakonus; obendrein schrieb er einen Brief an den Magistrat, in der Hoffnung, auf diese Weise eine Wendung seiner Lage herbeizuführen. Der Erfolg war der, daß er im Dezember 1895 von der Polizei in das städtische Siechenhaus gebracht wurde, um auf seinen Geisteszustand hin beobachtet zu werden. Nach sechs Wochen stellte der dirigirende Arzt fest, daß er gesund sei, aber die Behörde hielt ihn trotzdem zurück. Bis zum August 1896 verblieb er in der Anstalt, dann wurde er einer privaten Nervenheilanstalt übergeben, wurde auch dort für gesund erklärt, mußte aber noch vom November 1896 bis zum März 1897 die Provinzial-Irrenanstalt passieren, ehe er nach beinahe fünfvierteljähriger Detention seiner Familie zurückgegeben wurde.

So sichtbar diese Vorgänge auch erscheinen und wie sehr wir uns dagegen sträuben, zu glauben, daß es in Deutschland Behörden geben könne, die in dieser Weise gegen besseres Wissen gehandelt hätten, hier interessiert nur: wie fand sich der „Betrüchte“, wie fand sich mein Freund mit Alledem ab? „Ich verzeihe den Irrthum, den die Behörde begangen hat, und mache keine Einwendung, auch nicht in Zukunft, weil ich liebe. Ich habe eine praktische Schule besucht und bin der Behörde sogar dankbar.“ So schrieb er mir. Nun, wer so zu denken vermag, gewann den menschlichen Geist, nach dem Religion, Philosophie und

Kunst fort und fort ringen, und mit Stolz darf er für sein Handeln den Sinn-
spruch prägen: „Das Wort ist der Same, die Bethätigung ist die Frucht.“

Der bekehrungseifrige Diakonus rieth meinem Freunde einmal, von solchen
Psalmen, wie Psalm 37, abzusehen. Denn dieser Psalm befand sich unter den
von ihm kommentirten Bibelsprüchen. Wie erklärt aber mein Freund die Verse
14 bis 17: „Das Schwert ziehen die Freoler und spannen ihren Bogen, zu
stürzen den Armen und Dürftigen, zu schlachten, die geraden Wandels sind.“

15. „Ihr Schwert dringt in ihr eigenes Herz und ihre Bogen werden zer-
brochen.“

16. „Besser das Wenige, das der Gerechte hat, als die Fülle vieler Freoler.“

17. „Denn der Freoler Arme werden zerbrechen und es stühet die Gerechten
der Ewige.“?

„Aus dem Psalm 37“, schreibt er mir, „scheinen die Anhänger der gewalt-
samen Revolution ihre Weisheit geschöpft zu haben. Diese Menschen haben aber
den Psalm nicht weise aufgefaßt und nicht erkannt, wie der rechte Sinn daraus
zu schöpfen ist. Vers 15 erscheint ja etwas zweideutig; Vers 17 aber widerspricht
der Zweideutigkeit, die der fünfzehnte Vers enthält. Der Verstand erhält die
Gerechten! Der Verstand zerbricht ihnen, den Ungerechten, das Schwert, ohne
daß es die Gerechten in die Hände nehmen.“

Nicht darauf kommt es an, ob diese Auslegung richtig ist. Jedenfalls
kann ich mir keinen schmerzlichen Muth denken als den, der hier meinen Freund
beseelt. Mitten in den rasenden, mitleidlosen Kampf um das tägliche Brod ge-
stellt, durch eigene Erfahrungen belehrt, wie brutal dieser Kampf im Allgemeinen
geführt wird, läßt er den Glauben nicht fahren, daß einmal die Vernunft und
in ihrem Gefolge die Schönsheit in die Menschenwelt einziehen werden. Und was
er mit dem „Verstande“ meint, der einmal Herrscher werden soll, erkenne ich
aus seiner Paraphrase über das achte Kapitel des ersten Buches Samuelis, das er
so versteht: Samuel hatte sich die Reinheit des Gewissens bewahrt und so hatte
er den Born der Erkenntniß in sich, aus dem er prophetisch schöpfen konnte.
Sein Gewissen sagte ihm, er müsse sich und seinem Volk die Freiheit bewahren.
Das Volk aber hatte sein Gewissen eingebüßt; dieses, d. h. den Verstand, wollte
es nicht mehr König über sich sein lassen. Der Verstand hatte Israel aus Egypten
geführt. Dann aber hatten die Juden ihn verworfen und der Lüge gebient. Jetzt
verlangten sie nach einem König, wie ihn alle anderen Völker auch hatten. Darin
aber sah Samuel das Unheil, — und so schilderte er ihnen warnend die Art,
die der von ihnen begehrte König haben würde.

Wie hier mein Freund „Verstand“ und „Gewissen“ aufsaßt, wie er den
„Verstand“ der „Lüge“ gegenüberstellt: Das läßt erkennen, was er mit diesem
„Verstande“ meint. Es ist die Idee der Vernunft selbst, die allem seinen
Denken hier zu Grunde liegt und ihm Farbe und Leben giebt.

Aber nicht nur in der Bibel sucht mein Freund sich zurechtzufinden. Er
zeichnet die Abhängigkeit der Weltkörper von einander mit kurzen, klaren Strichen.
Ob die Erde nicht wieder in die Sonne eingeht, fragt mein Philosoph, und sein ein-
facher Sinn antwortet mit Ja. Fragen, die heute ganze Kreise und Gruppen be-
schäftigen, beantwortet er sich unbeeinflusst nach seiner Art. So meint er, die
Asche der im Feuer Bestatteten sollte ausgestreut werden. Aufbewahrung in Urnen

sei eine Befangenschaft des gewesenen Dinges. Er wünscht, verbrannt zu werden; allein da der Mensch der Erde gehöre, sei die Versenkung der Leiche in die Erde der Zerstreung der Asche gleich: eine Rückkehr zu dem Wesen, von dem alles Leben ausgehe.

Ein anderes Problem: Kraft und Stoff! Die Ewigkeit erschrint ihm als die Vereinigung des männlichen und weiblichen Seins, der männlichen und weiblichen Kraft, daher als selbstzeugender Urgrund aller Erscheinungen. Sie stelle den Menschen Sein, Nichtsein und Dohsein in Gleichnissen dar. Ich erinnere daran, daß ein Maurer so spricht, der von Platon vielleicht nie Etwas gehört hat und von dem philosophischen Denken Anderer bis vor ganz kurzer Zeit überhaupt keine Ahnung hatte. Und doch trifft er aus sich heraus hier Platons Anschauung der Dinge, die nicht wirklich, sondern bloße Erscheinungen — Gleichnisse — sind, die niemals sind, sondern immer nur werden, während der einzige und ewige und unveränderlich Seiende allein die Idee sei.

Diesen tiefen Ernst, hinter die Probleme der Welt und des Lebens zu kommen, sah ich. Ich sah die Arbeiten dieses Mannes, fast nie unter vier Follseiten groß, mit enger Schrift geschrieben. Und alle diese Arbeiten philosophischen, religionphilosophischen, nationalökonomischen Inhaltes, in denen er zu den verschiedensten Erscheinungen der Zeit Stellung nahm, zum Spiritismus, zum Titel- und Ordnenwesen, zu Vereinen und Organisationen, zu Striksbewegungen u. s. w., entstammen seiner lergen Freierzeit; denn, wenn die Erwerbsarbeit ruhte, schrieb er. Das machte mich besorgt und ich riet ihm einmal, er solle auch das Vachen nicht vergessen; Heiterkeit und Erholung gehörten auch zum Leben, namentlich, wenn man der Sorgen und Lasten viele zu tragen habe, wie er. Und darauf schrieb er mir: „Es giebt auch Momente, wo ich lache; aber ich kann nicht behaupten, daß ich gerade in diesen Momenten Freude hätte. Ich beobachte mich sehr viel selbst. Die freudigen Empfindungen, die ich an mir beobachte, kommen nicht durch Vachen zum Ausdruck. Ich möchte die Fröhlichkeit in zwei Arten theilen, in eine äußerliche und in eine innerliche. Und der inneren Fröhlichkeit, die sich ohne Vachen ausdrückt, muß ich einen reineren Werth geben. Die innere Fröhlichkeit oder Freudigkeit, die sich durch äußeren Ausdruck nicht bemerkbar macht, kann den Gegenüberstehenden nicht täuschen. Das Vachen aber ist äußerlich zu bemerken; und nicht immer ist es als Ausdruck einer freudigen Empfindung zu betrachten. Manchmal kann man unterscheiden, ob das Vachen der natürliche oder unnatürliche Ausdruck einer Empfindung ist; aber es giebt auch eine nicht natürliche Vache, die man nicht immer von der natürlichen unterscheiden kann. So gebe ich auf das Vachen selbst nicht viel. Ich lege auf das Auge den größten Werth: nach ihm kann man den Menschen am Sichersten beurtheilen und darum beobachte ich bei jedem Menschen den Pupillenschlag.“

Und wie mein Freund den Einzelnen beobachtet, so das Leben und die Welt. Das Blau des Himmels erweckt ihm die Frage: „Warum sieht am Tage der Raum blau aus? Das muß die Farbe sein, die aus der Mischung zweier Farben entsteht.“ Und so erdichtet er sich die Entstehung des Blau aus der Mischung der beiden „Urfarbenseine“: Licht und Finsterniß. Die blaue Farbe wird ihm zum Symbol der Harmonie, der Beträglichkeit, der Klarheit, Gerechtigkeit, Weisheit, Brüderlichkeit, mit einem Wort: der „Liebe“. Und diese

ist ihm nun das „ursprüngliche Sittenbild“, in dem alle Dinge sich klar und deutlich ihrem wirklichen Wesen nach darstellen. Der Wechsel des Lichtes und der Finsterniß lehrt ihn die ursprüngliche doppelte Kraft des Allseins verstehen, wie der Farbenschein „Blau“ ihm die Einheit dieser Doppelstrahlung offenbart.

Eine eben so schöne Symbolik erweckt ihm der Anblick des Reises; er ist der Schweiß, der den beiden Kämpfern, Wärme und Kälte, ausbricht, und sich mit weißem Hauch über die Erde legt. Weiß aber ist die Farbe der Unschuld; und so lehrt der Reis die Lebewesen der Erde, daß er ein Schweiß des unschuldigen Kampfes ist; denn Kampf ist Alles, Kampf ist Leben, Kampf ist Arbeit. Arbeit aber ist Unschuld, Adel, Reinheit, sie wäre „das natürliche Sein des menschlichen Kampfes“. „Im Vergleich mit den kämpfenden Lustelementen aber hast Du, unetelsinnige Menschheit, bis auf wenige Ausnahmen von Ebelstinn nicht die leiseste Ahnung. Wie legt sich Dein Schweiß in den bestialischen Kämpfen zur Erde? Roth. Roth aber bedeutet Schuld, Unreinheit, Unadel in der Kampfweise. Roth ist Dein edelster Saft. Er soll Dich zur Kraft emportragen, die Dich lehrt, Deine Selbstliebe und Deine Nächstenliebe zu fördern. Nach außen kannst Du Das aber nur im Kampf der Arbeit bezeugen. Treibt der Fleiß Deinen Schweiß hervor, so ist Dein Kampf ein unschuldiger, reiner; treibt der Kampf den inneren Saft nach außen, fließt das Blut zur Erde, so hastet Schuld an ihm und Unreinheit.“

* * *

Ueberschaue ich nun dieses stille und freudige Kämpferleben, sehe ich, wie da ein Mann, den das Schicksal fast ganz in den Winkel schob, dem es bei seiner Noth nicht einmal den letzten Helfer aus der Noth, die körperliche Gesundheit, ließ, aus diesem Winkel auszog und sich eine Welt eroberte, und höre ich diesen Mann mit stillem Selbstbewußtsein sagen: „Obgleich ich ein Mensch bin, der das schöne Reimen der Gedanken und Sagenungen nicht gelernt hat, so stelle ich mich doch furchtlos jedem Titelkrämer, der nur von Wissen und Thaten zu reden versteht, mit meinem Wissen und meinen Thaten gegenüber“; sehe und höre und überdenke ich mir das Alles, so kommt ein hoher, freudiger Muth über mich. Die Aussicht wird frei, das beengende Rahe rückt in die Ferne und das erlösende Fernste schmiegt sich lockend in meine Nähe. Von diesem Muth aber wollte ich hier erzählen, der, unverzagt wie das Leben selbst, schafft und zerstört und wieder schafft, der es mit Zarathustra begriff: „So tief der Mensch in das Leben sieht, so tief sieht er auch in das Verden . . . Muth aber ist der beste Lottschläger. Der Muth schlägt auch den Schwindel tot an Abgründen: und wo stünde der Mensch nicht an Abgründen!“

Und so sei es denn im neuen Heim: nicht eine Zufluchtsstätte vor dem Leben soll es mir sein, sondern eine Zufluchtsstätte des Lebens selbst. Was es auch bringe: ich schließe die Thür nicht ab, und welche Fragen es auch an mich stelle, es soll ihm Antwort werden.

Finden diese Zeilen einen freundlichen Leser und gewinnt er mit mir meinen Maurer lieb, so soll Dies mein Pathengesehn sein für seinen Jüngsten. Glück auf denn aus meinem neuen Heim dem jungen Leben und seinem tapferen Erzeuger, dem dachtenden Philosophen!

Eoden im Taunus.

Mathieu Schwann.



Die nordamerikanische Volksschule.

Das Schulwesen ist in den Vereinigten Staaten eine Angelegenheit der Einzelstaaten. Daher ist die Gesetzgebung an sich schon verschieden. Außerdem verwalten aber auch die Counties, Grafschaften, die etwa unseren Kreisen entsprechen, oft aber auch wesentlich größer sind, in vielen Fällen ihr Schulwesen mit einer gewissen Selbständigkeit; ferner ist hier und da Städten und anderen Gemeinden gesetzlich die Schulverwaltung übertragen. Freilich giebt es in Washington ein Bureau of education, das vom Ministerium des Innern ressortirt und einen hervorragenden Gelehrten, Mr. Harris, an seiner Spitze hat. Es trifft keinerlei Entscheidungen, übt aber als beratende Instanz einen großen moralischen Einfluß aus. Jeder Staat hat ein State Board of education, die Grafschaften haben County Boards und die Städte City Boards of education.

Im Volksschulwesen sind verschiedene Kategorien von Lehranstalten zu unterscheiden. Auf der untersten Stufe sind die Kindergärten zuweilen selbstständig, häufiger mit den eigentlichen Schulen verbunden. Sie sind für Kinder zwischen fünf und sieben Jahren bestimmt, doch werden auch jüngere aufgenommen. Unserer Elementarschule entspricht die Primary School. Ist der Kursus vierjährig, so ist die Primary School nur die Vorschule für die nächsthöhere Schule, die Grammar School, mit vierjährigem Kursus. Oft sind beide Institute mit einander verbunden und in vielen Fällen wird die Grammar School mit zur Primary School gerechnet. So erklärt es sich, daß mitunter der Kursus achtjährig ist. Es giebt übrigens auch Schulen, wo man einen sechs- oder siebenjährigen Kursus hat. Primary und Grammar School werden, wenn sie vereinigt sind, auch als District School bezeichnet. Aufgabe der Primary School im engeren Sinne, Das heißt: des vierjährigen Kursus, ist es, die gewöhnlichen Elementarsächer zu lehren: Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, etwas Geschichte und Naturkunde. In der Grammar School wird etwas Physik gelehrt, Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten, Rechnen, Geographie und Naturwissenschaften. Auch wird in den Grammar Schools eine Sprache fakultativ gelehrt und oft genug wird von den Schülern das Deutsche bevorzugt.

Die nächsthöhere Stufe ist die High School mit vierjährigem Kursus. Schüler unter zwölf Jahren pflegen nicht aufgenommen zu werden. Im Großen und Ganzen bereiten die High Schools zum Collegebesuch vor. Gelehrt werden: Algebra, Geometrie, Physik, Rhetorik, Deutsch, Lateinisch, Chemie u. s. w. Vielfach ist der eine oder der andere Gegenstand fakultativ. Neben den High Schools giebt es einige Privatanstalten und Seminare mit gleicher Berechtigung. Zwischen Grammar School und High School giebt es dann noch in einigen Städten Intermediate Schools, so beispielsweise in Brooklyn.

Die Einführung des obligatorischen Schulbesuches hat in Nordamerika stets mit freirechtlichen Vorurtheilen zu kämpfen gehabt. Erst in neuerer Zeit ist es in der Mehrzahl der Staaten gelungen, den Schulzwang einzuführen. Während 1883 noch 26 von 38 Staaten Widerstand leisteten, sind heute die Staaten ohne Schulzwang in der Minderheit. Freilich ist dieser Zwang zuweilen recht un-

zureichend. In Chicago z. B. ist die Schulpflicht nur für Kinder zwischen sieben und vierzehn Jahren festgesetzt; und zwar genügt ein Schulbesuch von sechzehn Wochen im Jahr. Aber auch sonst werden die gesetzlichen Bestimmungen in der Praxis mangelhaft befolgt. Gestützt auf genaue Zusammenstellungen eines deutschen Pädagogen, hat die Unterrichtsabtheilung in Washington vor einigen Jahren eine Statistik veröffentlicht. Danach gingen in New-York nur 72 Prozent der schulpflichtigen Kinder in die Schule und hiervon etwa 42 Prozent nur drei oder vier Monate im Jahr; also nahmen nur 30 Prozent der schulpflichtigen Kinder regelmäßig vier Jahre hinter einander am Unterricht Theil.

Kirche und Schule sind vollständig getrennt. Religionunterricht bleibt den Sonntagschulen, Privatschulen und religiösen Schulen überlassen; doch ist die Vertiefung von Bibelstücken auch in öffentlichen Schulen üblich. Früher war der Einfluß der religiösen Gemeinschaften auf die Schulen vielfach stärker. Heute sind sogar sehr fromme Leute für das Prinzip der konfessionlosen Schule.

Doch besteht auch eine ganze Reihe konfessioneller Schulen, besonders, seit Katholiken in neuester Zeit die konfessionlose Schule als eine Gefahr für die Religion zu betrachten begonnen haben. Jesuitenschulen werden auch von protestantischen Kindern besucht, da in Ankündigungen und Berichten der konfessionelle Charakter geschickt verschleiert wird und in äußerst kluger Weise die Gefühle Andersgläubiger geschont werden.

Auch die Rationalitäten beginnen in neuerer Zeit, eigene Schulen für sich zu beanspruchen, und in einzelnen Gegenden der Vereinigten Staaten haben die Deutschen Erfolge erzielt. Doch verlangt die Gesetzgebung der einzelnen Staaten meistens das Englische als obligatorische Unterrichtssprache und in verschiedenen Staaten mit Schulzwang werden nur Schulen mit englischer Unterrichtssprache als vollgiltig angesehen.

Die Privatschulen erheben hohe Schulgelder und haben dadurch einen exklusiven Charakter für die Kinder reicher Leute. In der öffentlichen Schule sitzt der Sohn des Millionärs neben dem Arbeiterkind, der Gouverneursohn neben dem Sohn des Pferdebahnkutschers; so verlangt es das demokratische Prinzip.

Endlich werden theils aus privaten, theils aus öffentlichen Mitteln auch Handelschulen, Handwerkerschulen und sonstige Fortbildungsschulen unterhalten. Für Reges- und Indianerkinder ist zum Theil in besonderen Schulen gesorgt und eben so geschieht in neuerer Zeit auch Manches für den Unterricht der Chinesenkinder. Bewundernswerth sind die vielen Anstalten für Kinder mit gewissen Anomalien. Im Jahre 1896 bestanden 51 Staatsschulen für taube Kinder (Internate). Dazu kamen noch 20 sogenannte „Tagsschulen“ für taube Kinder (Externate); ferner 16 Privatschulen für Taube. Für blinde Kinder gab es 37 Schulen. 18 öffentliche und 10 Privatanstalten sorgten für geistig zurückgebliebene Kinder.

Der Unterricht in den öffentlichen Schulen ist unentgeltlich; auch die Unterrichtsmittel werden unentgeltlich geliefert und selbst die Kinder der Wohlhabenden und Reichen bezahlen kein Schulgeld. Das verlangt das demokratische Prinzip der Free School oder Common School. Die einstweilen nicht sehr bedeutende sozialistische Arbeiterpartei geht in ihren Ansprüchen noch weiter und fordert, der Staat solle, um den Schulzwang wirksam durchzuführen, auch Kleider und Essen liefern, wenn die Eltern dazu nicht im Stande sind; einzelne Sozialisten

verlangen eine Ausdehnung des Schulzwanges bis ins einundzwanzigste Lebensjahr. In Colorado finden alle tauben und blinden Kinder im Alter von sechs bis zehn Jahren unentgeltliche Aufnahme in die staatliche Taubstumm- und Blindenanstalt von Colorado Springs, eben so Kinder mit geschwächtem Seh- oder Hörvermögen. Die Anstalt liefert außer Pension und Unterricht auch Wäsche, Bücher und sonstige Unterrichtsmittel, — Alles ohne Ausnahme unentgeltlich.

Die Kosten des Schulwesens werden zum Theil durch Steuern, zum Theil aus den Einkünften der Schulen selbst aufgebracht. Durch Gesetz sind vielen Schulen als Eigenthum Ländereien zugewiesen worden, deren Ertragnisse bedeutend sind. Im Jahre 1890 beliefen sich die Gesamteinnahmen der amerikanischen Schulen auf etwa 140 Millionen Dollars, davon 102 Millionen aus Steuern, 26 Millionen aus Schuleigenthum. Die Ausgaben waren ungefähr 139 Millionen Dollars, davon Gehälter 89 Millionen, Bau- und Unterhaltskosten 24 Millionen, für Bibliotheken und Unterrichtsmittel etwa 1700000. Für den Elementarschulunterricht wurden 1890 pro Kopf der Bevölkerung 2,24 Dollars aufgewandt, also etwas weniger als im Königreich Sachsen (2,28) und erheblich mehr als in Preußen (1,86). In den westlichen Theilen der Union kamen 3,34 Dollars auf den Kopf der Bevölkerung. Es ist charakteristisch für Nordamerika, daß Staaten, die wir zu den unkultivirten rechnen, so hohe Beträge für ihre Bildungsinstitute ausgeben. Neben Massachusetts mit seiner verhältnißmäßig alten Kultur zeichnen sich Colorado, Montana und das junge Nevada durch ihre Aufwendungen für Schulzwecke aus.

Knaben und Mädchen werden vielfach zusammen erzogen; man bezeichnet Das als Co-education. Dieser gemeinsame Unterricht ist auf dem Lande häufiger als in Städten und, was die Städte anbetrifft, im Westen häufiger als im Osten. Manchmal sind die unteren Klassen gemeinsam und die höheren getrennt. Schädliche Folgen dieses Systems für die Moralität hat man nicht beobachtet.

Als besonders vorzüglich gilt der amerikanische Anschauungsunterricht. Objekte naturwissenschaftlicher Demonstration und sonstige Gegenstände werden den Kindern gezeigt und in die Hand gegeben, damit sie sich in der Betrachtung üben, sie beschreiben und nachbilden. Praktische Bedürfnisse werden berücksichtigt, z. B. wird das Schreiben von Bewerbungen um irgend eine fingirte Vakanz geübt. Vereinzelt ist in neuerer Zeit auf private Initiative Unterricht im Kochen und im Haushalt für Mädchen eingeführt worden. Wie in Frankreich der Donnerstag, in Deutschland der Mittwoch- und Sonnabendnachmittag von Schulstunden frei gehalten wird, so ist in Amerika der Sonnabend frei, während an den anderen Tagen vor- und nachmittags unterrichtet wird. Die Last der häuslichen Arbeiten ist im Allgemeinen gering. Die Zahl der Schultage ist in den verschiedenen Theilen der Union sehr verschieden; sie schwankt gewöhnlich zwischen 160 und 91. Doch giebt es Orte mit 200 und mehr Schultagen und andere, wo kaum zwei Monate im Jahre Schulunterricht erteilt wird.

Vielfach wird über Ueberfüllung der Schulen geklagt. Für Brooklyn z. B. ergibt eine Statistik für das Jahr 1893 377 Klassen: 231 davon mit 60 bis 70 Schülern, 65 mit 70 bis 80, 22 mit 80 bis 90, 18 mit 90 bis 100, 2 mit 100 bis 110, 16 mit 120 bis 130, 4 mit 130 bis 140, 2 mit 140 bis 150, eine sogar mit 158 Schülern. Die Zunahme der schulpflichtigen Kinder im Jahre 1895 betrug über 5000. Es wurden aber nur 1800 neue Plätze geschaffen.

Was die Lehrer und Lehrerinnen betrifft, so sind sie gewöhnlich auf besonderen Anstalten, den sogenannten Normal schools, vorgebildet. Der Besuch dieser besonderen Anstalten verpflichtet in vielen Fällen zu einer mehrjährigen Lehrtätigkeit in einer bestimmten Stadt oder in einem bestimmten Staat. Es giebt aber auch Lehrer mit einer weit höheren Vorbildung, die die Universitäten besucht haben. Auf die Anstellung und Entlassung der Lehrer war früher das Parteiwesen nicht ohne Einfluß: zumal in New-York zur Zeit des Tammany-Ringes. Jetzt ist die Anstellung vielfach einem Board of education überlassen, der sich an einigen Orten mit Erfolg von den Parteien emanzipirt hat.

Bei der Volkszählung von 1890 betrug die Zahl der Schüler 14 374 000, die Zahl der Lehrerinnen 271 000 und die der Lehrer 152 000. Bemerkenswerth ist, daß die Zahl der Lehrerinnen unter der weißen Bevölkerung relativ viel größer ist als unter der farbigen. Unter den Farbigen wirkten 14 354 männliche und 10 860 weibliche, unter der weißen Bevölkerung 137 656 männliche und 260 059 weibliche Lehrer.

Auch größere Knaben werden vielfach von Lehrerinnen unterrichtet. Die Gehälter sind sehr verschieden. Es wird behauptet, daß sie in Colorado am höchsten sind. Das Durchschnittsgehalt in Pennsylvanien soll 44 Dollars im Monat, in Colorado für Lehrerinnen 50, für Lehrer 70 Dollars sein. Auf dem Lande sind natürlich die Gehälter durchschnittlich geringer als in den Städten und es kommt auch heute gelegentlich noch vor, daß ein Gewerbetreibender, der unbeschäftigt ist, auf einige Monate das Lehramt übernimmt. Jede Art von Pensionberechtigung ist unbekannt.

Die Behandlung der Schüler läßt ihnen eine größere Selbstständigkeit als bei uns. Körperstrafen sind verboten.

Ich glaube, daß die Volksschulbildung in Deutschland durchschnittlich höher steht als in den Vereinigten Staaten, und für zweifellos halte ich Das, wenn man die farbige Bevölkerung mitberücksichtigt. Aber selbst wenn wir nur die weiße Bevölkerung vergleichen, steht meines Erachtens Deutschland höher. Die mangelhafte Durchführung des Schulzwanges in den Vereinigten Staaten trägt daran die Schuld. Doch hat man in den Vereinigten Staaten und auch sonst im Auslande allmählich Fortschritte gemacht, hinter denen das deutsche Volksschulwesen vielfach zurückgeblieben ist. Auch ist das Ansehen des deutschen Volksschulwesens im Auslande auf diesem Gebiet der Kultur vor Deutschland genannt. Auch unter-scheidet man in Deutschland selbst; so werden Baden und Sachsen oft vor Preußen gestellt. Mit Selbsttäuschungen kommen wir über die bedauerliche Thatsache nicht hinweg, daß Deutschland von anderen Nationen eingeholt, wenn nicht überholt worden ist; die Vereinigten Staaten drohen uns zu schlagen und sogar Frankreich, so behaupten Fachleute, stände auf dem Punkte, unsere Volksschulen zu überflügeln. Es ist zu wünschen, daß Etwas von dem kühnen Vorwärtstreben, das sich in Nordamerika bethätigt, auch bei uns wieder einkehre, damit wir neben politischen nicht auch kulturelle Einbußen erleiden.

Selbstanzeige.

Yule and Christmas: Their Place in the Germanic Year. London, David Nutt, 270 Strand. 1899. Preis 21 Mark.

In meiner „Geschichte der deutschen Weihnacht“ (Leipzig 1893) habe ich die Entwicklung des deutschen Christfestes als einer volkstümlichen Feier im Wesentlichen vom vierzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart dargestellt, mich dagegen über seine Vorgeschichte außerhalb des fünf- und zwanzigsten Dezembers nur ganz kurz ausgelassen. Diese Vorgeschichte von der prähistorischen germanischen Zeit bis etwa zum vierzehnten Jahrhundert ist der Stoff des vorliegenden Buches, das in vornehmer Ausstattung zu einem verhältnismäßig hohen Preise in nur hundertundsiebenzig Exemplaren in den Handel kommt. Um die richtige Grundlage für die Beurtheilung des Eintrittes der christlichen Feier von Jesu Geburt in das germanische Jahr zu gewinnen, war zunächst dieses selbst zu untersuchen und der ganze Wust falscher Vorstellungen darüber, den wir Karl Weinhold verdanken, zu beseitigen. Dann war die Annahme des römischen Kalenders durch die Germanen, die mindestens zum Theil noch in das erste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung fällt, und ihre Wirkung auf das germanische Jahr zu behandeln und schließlich der Umschwung darzustellen, den die Annahme des Christenthumes in Brauch, Glaube und Sage hervorrief.

Dabei hat sich als unzweifelhaft eine Sechstheilung des Jahres bei den Germanen herausgestellt, — mindestens für die Zeit, in der sie mit den Römern in Berührung traten, obgleich auch diese Sechstheilung aus dem Morgenland entlehnt und kein heimisches Erzeugniß ist. Die Jahressechstel hatten germanische Namen. Mehrere davon sind uns erhalten. Dagegen kannten die Germanen vor ihrer Berührung mit den Römern weder Monatsnamen noch benutzten sie den Mondlauf zur Jahrestheilung. Das germanische Jahr begann Mitte November und hatte Mitte Januar, März, Mai, Juli und September seine Theileinschnitte, unter denen die des März und Juli als Drittelungen und der des Mai als Halbierung eine besondere Rolle spielten. Die Scandinaven dagegen begannen ihr Jahr nach ihrer Einwanderung nach dem Norden, Mitte Oktober, und halbirteten es Mitte April. Ein Fest germanischer Jahresrechnung ist uns bereits im Jahr 14 unserer Zeitrechnung und dann wieder 578 bezeugt. Es lebt im Martinstage fort, der in dem gesammten germanischen Sprachgebiet der älteste und festeste Terminstag ist und im Mittelalter noch allgemein als Beginn des Wirthschafts- und Steuerjahres benutzt wurde. Erst seit dem zwölften Jahrhundert tritt der Michaelistag in ganz leisen Wettbewerb mit Martini, den der das Jahr viertheilende römische Kalender betonte und der mit Weihnacht, Ostern und Pfingsten eine nothdürftige Jahresviertelung zu Stande brachte.

Unser Sonnenjahr, das in allen wesentlichen Zügen das römische ist, dessen Namen es auch in der gesammten Kulturmenschkheit noch fortzuschleppt, gründet sich auf die Beobachtung von Solstitien und Aequinoctien. Davon wußten unsere Altvordern trotz der wiederholten Versicherung Karls Weinhold nichts: ja, sie hatten nicht einmal Namen für diese Dinge, sondern erst nach der Spaltung der Stämme schuf sich ein jeder seine eigene Uebersetzung der beiden lateinischen Wörter. So fällt die Möglichkeit fort, daß sie die Sommwendtage durch ein Fest gefeiert

hätten. Das ganze Mittelalter kennt übrigens nur einen Sonnentag, den der Sommer Sonnenwende; auf die Mitte des Winters wird das Wort niemals angewendet. Das älteste Fest aber, das wir bei den germanischen Stämmen mit römischer Nachbarschaft im Winter finden und über das wir durch die Acta Concilliorum gut unterrichtet sind, trägt bis in seine besondern Einzelheiten durchaus die Merkmale der römischen Januar Kalendenseier, deren einzelne Züge bei ihm genau und fast vollständig wiederkehren. Das gilt auch von der Einrichtung eines sogenannten Schicksalstisches, der von unseren Mythologen immer als ein Totenopfer aufgefaßt worden ist und aus dem man auf ein germanisches Totenfest um die Mitte des Winters geschlossen hat. Berichtet uns doch der Kirchenvater Hieronymus in seinem Jesaja-Kommentar, daß dieser Brauch von der ganzen lateinischen Welt, von Ägypten bis Rom, am letzten Tag des Jahres geübt wurde. Das Wort Jul selbst bedeutet ursprünglich — und noch bis in die geschichtliche Zeit hinein — ein germanisches Jahresfestel von Mitte November bis Mitte Januar und überhaupt kein Fest. Erst ganz spät wird es für das in diese Zeit fallende Fest der Jesusgeburt der christlichen Kirche gebraucht.

Die Entstehung des Festes der Geburt Jesu im Jahre 353 in Rom ist bekannt; weniger aber die Ausbildung obzöner Kulte der Mutterschaft in der römisch-gallischen Kirche, die an die Neujahrskuchen der römischen Kalendenseier anknüpfte und mehr als eine Synode zum Einschreiten veranlaßte. Auf diesem Boden erwuchs die Bezeichnung der Geburtsnacht des Weltheilands als „Nacht der Mutter“, die uns durch Beda vermittelt worden ist, wenn auch mit germanischer Deutung oder jedenfalls mit einer Abweisung als einer kirchlichen Einrichtung.

Ueber die Ausbildung einer eigenen christlichen Weihnachtsgeschichte und eines besondern kirchlich-volkthümlichen Weihnachtsglaubens, über Weihnachtsgeschenke, Weihnachtswunder und Weihnachtbräuche; über die Parallelentwicklung auf skandinavischem Boden und die Ausbildung der Grundlagen der modernen Weihnachtsfeier wird man in meinem Buch alle wichtigen Daten und Thatfachen finden.

Bonn.

Dr. Alexander Tille.



Semestralbilanz.

Die deutsche Geschäftswelt kann mit der ersten Hälfte des Jahres zufrieden sein. Auf einen eben so günstigen Verlauf der zweiten Jahreshälfte rechnen nicht nur unsere Industriellen und Kaufleute, sondern auch die Börsenkreise. Aber während die Inanspruchnahme der Fabriken und die Nachfrage am Markt sich für lange Fristen im Voraus übersehen lassen, giebt es keine Thatfache, die dem heutigen Kursniveau der Industriepapiere irgend welche Dauer verbürgt. Un-

fälle des Publikums, solchen gleich, denen der Bergsteiger auf schwindelnder Höhe ausgesetzt ist, unwillkürliche Vergleiche mit den niedrigen Preisen der zweifellos sichereren Staatspapiere, Uebersättigung und Erbrechen der Spekulation: Das und Anderes mehr kann in der Zeit vom Juli bis zum einunddreißigsten Dezember seine Rolle spielen. Freilich, der Optimismus, der heute so glänzende Triumphe feiert, hat in diesem Jahre schon verschiedene Befürchtungen überwunden, die wohl begründet schienen: an keinem einzigen Börsentage sind Industriepapiere unverkäuflich geblieben, die vorübergehenden Geldversteigerungen sind jedesmal wieder größerer Abundanz gewichen; und so viele wissenschaftliche Expeditionen ausgerüstet worden sind, um die Quellen des Nils zu entdecken, es wäre eine dankenswerthe Gelehrtenarbeit, den stets von Neuem fließenden Quellen unseres Geldstandes nachzuforschen. Sie sind und bleiben geheimnißvoll; und der tiefe Stand unserer Staatspapiere erklärt noch lange nicht Alles. Einige Leute machen sich die Erklärung allerdings sehr leicht! Sie berechnen die fünfzehn Prozent, um die die deutschen Fonds seit nunmehr zwei Jahren zurückgegangen sind, von der Gesamtsumme oder wenigstens von den preussischen Konsols und der Reichsanleihe und übertragen die herausgerechneten Millionen einfach auf das Konto der industriellen Beteiligungen. Ein drolliger Irrthum! Als ob die Gesamtsumme zu den niedrigeren Kursen umgesetzt worden wäre und nicht vielmehr die Kursnotiz nur für den verschwindend kleinen Bruchtheil entscheidend wäre, der zum Verkauf kommt. Anders natürlich bei Getreide, das, seiner Natur nach zum Konsum bestimmt, verkauft werden muß, während gute Rentenwerthe doch fest angelegt und nur in besonderen Fällen wieder abgegeben werden. Auch Strikes, die anfangs bedrohlich genug ausfielen, haben eine bemerkenswerth schnelle Erledigung gefunden. So weit die Arbeitgeber dazu beitragen, haben sie in ihrem eigensten Interesse gehandelt; und auch die Arbeiter haben allen Anlaß, ihrem Beutel die jeßige so glänzende Konjunktur nicht entgehen zu lassen, d. h. lieber im Frieden Etwas zu erlangen, als durch Unterbrechung der Arbeit die ihnen förderliche Anspannung der Industrie zu lähmen. Hoffentlich wird diese läbliche Tendenz zu gegenseitigen Kompromissen durch die Debatte über die Zuchthausvorlage noch gefördert werden, nachdem selbst die nationalliberale Partei, die so weite Kreise unserer Großindustrie vertritt, zur gerechteren Behandlung der arbeitenden Bevölkerung aufgefordert hat. Dießen unsere Börsen sich sonst Arbeitdifferenzen wenig ansehten, so konnte man sich doch nicht ganz gleichgültig stellen, als plötzlich der Telegraph aus den Ruhrbezirken von Verwundeten und Toten meldete. Noch dazu stand gerade der Ultimo vor der Thür und die Roth der Prolongation kam zu dem Schrecken über die blutigen Ausschreitungen hinzu. Daß die Strikeenden nicht Deutsche, sondern Polen sind, sollte nicht fortwährend mit solcher Emphase betont werden, denn in Rheinland-Westfalen lebt eine polnische Arbeitermenge, die ungleich größer ist als die Zahl der Ausständigen. Von Vortheil wird das aufreißerische Verhalten dieser undisziplinierten Elemente natürlich der Einwanderung aus dem Osten nicht sein, allein jede Hand in unsern Ruhrbezirken ist nöthig. Erhalten doch viele Besteller seit Monaten kaum achtzig Prozent der von ihnen bestellten Rohle und laut Briefen, die ich einzusehen Gelegenheit hatte, schämen die lieferungspflichtigen Zechen mit Vorliebe Arbeitermangel und Betriebsstörungen als Ursachen vor. Sehr natürlich, denn Beides gilt nach den

Vertragsklauseln der Zechen als „höhere Gewalt“ und hebt jede Verpflichtung zur Nachlieferung, geschweige denn zum Schadenersatz, auf. Aber die Händler glauben nicht recht an jene ja so schwer nachweisbaren Zwischenfälle, sondern klagen laut oder leise, daß die ihnen vorenthaltenen Kohlen zu Koks vermahlen werden. Denn das Koks-Syndikat wird als rücksichtsloser Mahner von den säumigen Zechen ganz anders gefürchtet als ein einzelner Kaufmann der Kohlenbranche. Reine kürzlich an dieser Stelle ausgeworfenen Zweifel, ob unsere Gruben überhaupt im Stande sein werden, einen gleichmäßig stark zunehmenden Bedarf an Kohlen und Koks zu decken, werden jetzt in Fachkreisen geheilt. Selbst die schönsten Preisangebote können schließlich über eine gewisse Grenze der Leistungsfähigkeit nicht hinausführen. Eines der hervorsteckendsten Momente des verflossenen Halbjahres lag denn auch in dem planmäßigen Bestreben der Hütten, sich durch den Ankauf von Kohlenzechen unabhängig zu machen. So weit solche Zechen aber auf Jahre hinaus als Syndikatmitglieder gebunden sind, dürfte es ihnen schwer werden — sowohl Herrn Krupp wie dem Förder Bergwerk und dem Stahlwerk Hoersch — sich des Segens ihrer neuen Besitzthümer zu erfreuen. Wenn übrigens vom Syndikat jetzt auf die Zechen der Rhebefirmen in Ruhrort und Duisburg hingewiesen wird, die sich ebenfalls zu binden hatten, so trifft der Vergleich nicht zu. Häuser wie Daniel oder Stinnes handeln mit Kohle, würden also mit eigenen Förderungen ohne Bindung den Marktpreis beeinflussen. Anders die Hütten, die lediglich einen Selbstverbrauch haben. Auch nach anderen Richtungen hin suchen unsere Werke sich unabhängig zu machen. Das Wittener Gußstahlwerk hat einen fast noch neuen Hochofen im Siegenschen erworben, um sich vom Roheisensyndikat zu emanzipiren. Der Kaufpreis, allerdings in jungen Aktien, soll in ein oder zwei Jahren einzubringen sein: man rechnet also in diesen Kreisen für die nächsten Jahre auf eine Verschärfung der Eisennoth. Wer heute Roheisen kaufen will, muß sich an die Händler wenden. Diese verkaufen merkwürdiger Weise noch immer beträchtliche Posten recht schlanke, müssen also trotz der allgemeinen Noth Vorräthe haben und auch den heutigen Preisstand für hoch genug ansehen, um mit ihren Vorräthen nicht zurückzuhalten. Der alte Gegensatz zwischen Händlern und Produzenten!

Also: die ersten sechs Monate des Jahres haben auf fast allen Gebieten der Industrie vollauf befruchtet, ja selbst die kühnsten Erwartungen übertroffen; und nur der fernere Stehende — gerade deshalb wohl objektiver Denkende — wirft die sorgenvolle Frage auf, was eines Tages aus allen den Erweiterungen und Neugründungen für den inneren Markt werden soll, die der gesteigerten Konjunktur zu danken sind. Einzig unsere elektrischen Betriebe dürften mit Sicherheit das in sie gesteckte Geld vom Auslande wieder hereinholen, dagegen haben wir z. B. in unserer ganzen Textilindustrie, mit Ausnahme einiger elberfelder Branchen, nichts Neues geschaffen, wodurch uns fremde Verbraucher tributär würden. So lange das Publikum aber den Industriepapieren seine bisherigen Sympathien bewahrt, dürfte das Börsengeschäft unverändert fest bleiben. Es sieht Alles solider aus als in den Gründerjahren, — vielleicht hat aber die Unsolidität auch nur andere Formen angenommen.

Die Banken streichen reiche Gewinne ein und folgen der Industrie durch Dick und Dünn. Dafür haben sie auch die Ehre, den Franzosen als Beispiel vorgeführt zu werden, während man allen Grund zu der Annahme hat, daß

die Herren Direktoren und Aufsichtsräthe in Berlin ihre Kräfte doch bedenklich überschätzen. Die Diskontogesellschaft wird ihre Filiale in London bald eröffnen; sie habe noch nicht gemiethet, lautete das unmißverständliche Dementi. Die Oesterreichische Kreditanstalt vermehrt ihr Kapital, das seit nunmehr dreißig Jahren das selbe ist. Wenn sie damit ohne Weiteres in die Reihe der modernen Institute zu treten vermeint, so dürfte ihr dazu nur eine moderne Industrie fehlen. Wie zurückgeblieben die industriellen Verhältnisse in Oesterreich sind, hat man erst kürzlich bei der Gründung der großen Maschinenfabrik von Scoda in Pilsen gesehen. Trotz den zehn Prozent Dividende, die das Unternehmen abwirft, ist es der Kreditanstalt noch möglich gewesen, die etwa fünfzehn Millionen Mark Aktien *al pari* zu erhalten. Bei uns würde ein Großindustrieller gleichen Ranges mindestens hundertunddreißig fordern und auch durchsetzen. Auch der Eintritt der Firma Mendelssohn in die Rothschildgruppe soll angeblich in erster Reihe der Oesterreichischen Kreditanstalt zu Gute kommen. Aber wie? Mendelssohn ist doch das einzige große berliner Bankhaus — vielleicht daher auch das reichste —, das sich die Industrie möglichst fern hält und nach alter Art arbeitet! Für die steigende Bedeutung der berliner Börse ist charakteristisch, daß die ganze starke Hauffe in Kreditaktien über Berlin ging. Wien hatte — besonders seit Franz Josephs Hezenschuß — allerdings kräftig gefixt, aber die Deckungen waren doch nur bei uns möglich.

Der Anlagemarkt hat sich bekanntlich auch in diesen ersten sechs Monaten weiter rückwärts entwickelt. Während die neuen Konsols und die neue Reichsanleihe, die zu hoch emittirt waren, sehr bald auf ihren wirklichen Börsenwerth zurückgingen, haben jetzt umgekehrt die neuen Sachsen und Pessen, die relativ billig emittirt waren, ihren Kurs bereits erhöhen können. Die Ablehnung der Münchener Sicherheit für die Pfandbriefe der preussischen Hypothekendarlehenbanken wird wenig helfen. Nicht einmal die Kurse der Hypothekendarlehenbank-Aktien sind von den Reden Miquels und Schönschedts irgendwie erschüttert worden; und deren Kurse sind im Verhältnis zu den Kursen anderer Bankaktien sogar recht hoch zu nennen.

Eine Vergleichung der Kurse des zweiten Januar mit den Kursen des ersten Juli ergiebt Folgendes: Dreiunddreißigprozentige Reichsanleihe verlor über $3\frac{1}{4}$ Prozent, dreiprozentige Konsols verloren etwa $4\frac{1}{2}$ Prozent, dreiprozentige Bayerische Staats-Eisenbahn Anleihe und dreiprozentige Pessen verloren über 6 Prozent, während die dreiprozentigen Elsaß-Lothringer, die in den Reichslanden selbst liegen, um $4\frac{1}{4}$ Prozent gefallen sind. Deutsche Reichsbank — man kennt die Ursachen — notiren um etwa 8 Prozent niedriger. Unsere sonstigen Bankaktien haben sich nur um wenige Prozente nach unten oder oben verändert. Selbst Oesterreichische Kredit haben sich trotz ihrer enormen Steigerung in der letzten Juniwochse im Vergleich zum Jahresbeginn nur um 7 Prozent gehoben. Schweizer Bahnaktien verloren etwa 11, Mittelmeerbahn stieg um 9 Prozent. Dagegen gewannen Bochumer 51, Laura 43, Harpener 28, Gelsenkirchen 22 Prozent. Der Privatdiskont betrug am ersten Januar $4\frac{1}{2}$ %, am ersten Juli $3\frac{7}{8}$ Prozent.

Pluto.